

# LESEZEICHEN

Wintersemester 16/17

Natur

Editorial	<b>3</b>
Im Angesicht von Natur und Katastrophe kommt der Mensch zu sich	<b>4</b>
Natur in der Krise?	<b>10</b>
Liget/Park – Eine Skizze zu Protest und Tendenzen des Autoritarismus	<b>13</b>
Zum Austausch der TU Darmstadt mit der Virginia Tech	<b>14</b>
Oh Bergeshang, du schönes Stück Natur	<b>15</b>
Meyremki	<b>16</b>
Auf der Suche nach der verlorenen Natur	<b>19</b>
Ein paar Überlegungen zur Gentechnik	<b>22</b>
Zum Denken der Wutbürger	<b>25</b>
kommende Ringvorlesung	<b>26</b>
HG Nachhaltigkeit	<b>27</b>
2 Gedichte	<b>28</b>
De-Growth bzw. Postwachstum – Zur Idee und Konferenz in Budapest	<b>30</b>
Über Sinn und Zweck der Anwesenheitspflicht	<b>33</b>
Impressum	<b>38</b>

# Editorial

Unabhängig davon, ob Du nun dieses Magazin kennst, und in es hinein blätterst, weil Du von der Qualität der Artikel der letzten Ausgabe(n) beeindruckt warst („wow, das ist ja gar kein AStA-Propagandablatt, sondern ein Magazin mit Inhalt“) oder weil Du davon überzeugt bist, dass hier fragwürdige, ideologisch verblendete Meinungen vorherrschen, und Du eigentlich nur deshalb hinein blätterst, um deine eigenen Vorurteile bestätigt zu sehen („linke Aktivisten?“, „politisch-anstrengende Leute?“, „Gender-Sprachpolizei?“, „vegetarische Propheten?“, „Moralisten?“, „Verwaltungsdilettanten?“, „Trottel?“ etc.), oder ob Du nun zum ersten Mal überhaupt ganz unbefangenen hinein blätterst, ohne jegliche Vorkenntnisse und Vorurteile, vielleicht sogar mit ein wenig Wohlwollen, denn schließlich handelt es sich ja um ein Werk von Studierenden, die genauso sind wie „Ich und DU“ – jedenfalls, ganz egal, was Du dir auch nun beim Anschauen dieses Magazins mit dem Namen „Lesezeichen“ denkst, – dieser Satz, den Du gerade liest, ist entschieden zu lang und doch leider ohne Inhalt, weshalb Du Dich schon ein wenig ärgerst, denn nach der nun X-ten Zeile wurde immer noch nichts Inhaltliches ausgesagt, bis jetzt gab es nur langwieriges Geschwafel („Reden um den heißen Brei“), ja Du hast es nun so weit gebracht, so viele sinnlose Zeilen zu lesen, womit du schon einige wertvolle Sekunden, kostbare Augenblicke deines Lebens verschwendet hast („warum lese ich überhaupt weiter und verschwende meine Zeit?“), – bis Du zu Deinem Entsetzen feststellen musst, dass dieses Editorial, wie fast alle Editoriale auf dieser Welt, absolut nichtssagend ist und lediglich das aussagt, was als Thema bereits auf der

Titelseite des Magazins angekündigt wurde, nämlich, dass es um Natur geht, wobei völlig unklar bleibt, in welche Richtung es gehen wird („Natur-Esoterik“, „Umweltschutz“, „Tierethik und Tierliebe“, „Gentechnik“, „Technik- und Zivilisationskritik“, „Pflanzen- und Waldkunde“ etc.).

Wir als Redaktion wissen es selbst nicht so genau, denn das wilde, assoziierende Denken, das wir praktiziert haben, führt uns in alle erdenklichen Richtungen, ohne festes Ziel, ohne Ergebnis, ohne Format ... Daher behaupten wir einfach, dass wir bezüglich der Natur alle möglichen Themen behandelt haben, auch wenn natürlich nicht alle, aber immerhin genug, dass für jeden etwas dabei ist. Und wenn sich nun herausstellen sollte, dass wir doch nicht alles über das Thema Natur geschrieben haben, was die eine oder andere Person enttäuschen könnte, dann begründen wir es einfach mit der „menschlichen Endlichkeit“ – das ist keine lahme Ausrede, sondern Tatsache.

Wir wünschen euch jedoch unendlich viel Lese-spaß und Anregungen beim Überfliegen der Buchstaben, Sätze und Bilder.

**Eure Redaktion**

# Im Angesicht von Natur und Katastrophe kommt der Mensch zu sich

von Jürgen Franz

Prolog: London, 4:18 AM

*„Indigenous apocalypse, decimated forest, the winter of our discontent's upon us / Desolate apostles, left with Strongbow at the crossroads“*

Mit diesen Zeilen beginnt Kate Tempests Song *Tunnel Vision*. Es ist der letzte Track auf dem ambitionierten Konzeptalbum *Let Them Eat Chaos*, dessen Cover eine Photomontage aus halbiertes Erdkugel und Tankerunglück ziert. Auf der Platte lässt die Rap-Poetin die Erde aus einem Vakuum auftauchen, um dann auf Süd-London und das Leben sieben unglücklicher Großstadt-Existenzen zu zoomen. Sie kennen sich nicht, doch sie leben alle im selben Gebäude, und sind um 4:18 Uhr wach – denn sie finden keinen Schlaf, kommen zurück aus dem Club oder von einer Doppelschicht. „And the sickness of the culture, and the sickness in our hearts / Is a sickness that's inflicted by this distance that we share“ heißt es ein paar Zeilen später in dem Song, in dem neben Kulturkritik das Elend da draußen – Krieg, Hunger, ertrinkende Flüchtlinge – auf die Melancholie der Städter trifft. Also auf uns, die das genauso auf Distanz halten wie alle (s) andere (n) auch. Doch stets bleibt ein Unbehagen

(„It's killing me, it's killing me, it's filling me, I'm vomiting, it's still in me / Everything is fine really, silly me“). Im Angesicht der Katastrophe kommt der Mensch zu sich, und fragt: Was ist aus mir, aus uns, überhaupt: dem wir, geworden? Bei Tempest steht am Ende die Feststellung: „Till love is unconditional / The myth of the individual has left us disconnected, lost, and pitiful“.



## Apokalypse-Blindheit und Postapokalypse

Von einem Tunnelblick spricht Ende der 1950er auch Günther Anders, der mit Blick auf die Wasserstoffbombe eine Apokalypse-Blindheit feststellt (ders. 1961 [1956]: 235ff). Die Bombe verkehrt den alten Traum von Naturbeherrschung und schöpferischer Allmacht in ihr Gegenteil:

*„Die prometheisch seit langem ersehnte Omnipotenz ist, wenn auch anders als erhofft, wirklich unsere geworden. Da wir die Macht besitzen, einander das Ende zu bereiten, sind wir die Herren der Apokalypse. Das Unendliche sind wir“ (ebd. 240).*

Damit hätten die ersten Titanen die letzten Menschen abgelöst – ohne damit wirklich klar zu kommen.

Denn die unendliche Sehnsucht droht sich (einmal mehr) auf die Vergangenheit zu richten, als

*„[...] grenzenlose [s] Heimweh [...] nach der ‚guten alten‘ Weltzeit, in der wir rechtschaffen endlich waren; also der verzweifelte maschinenstürmerische Wunsch, das über Nacht erworbene (oder uns aufgeladene) Titanentum wieder abzuwerfen und [...] wieder Mensch sein zu dürfen – eine höchst zweifelhafte, äußerst gefährliche Sehnsucht [...], weil sie, solange sie nichts als Gefühl bleibt, den Fühlenden nur schwächt, die Position jener dagegen, die die Allmacht effektiv in Händen halten, bestärkt und kräftigt“ (ebd. 240f).*

In der Reflexion des *Anthropozäns* – das einige Vertreterinnen des Konzepts mit der Zündung der ersten Atombombe beginnen lassen – zeichnet sich damit eine Romantik zweiter Ordnung ab. Die erste kultivierte Zivilisationskritik und Sehnsucht nach dem verlorenen Natur-Menschen, das nächstbeste vermutete sie im *edlen Wilden*. Rousseau beschrieb diesen mit stilistischer Brillanz, sah ihn – wider die vulgäre „Zurück-zur-Natur“-Lesart – jedoch unwiederbringlich verloren (die romantische Ironie nahm das schließlich zur Kenntnis). Auf der zweiten Stufe dominieren nun Technikkritik und die Sehnsucht nach unberührter wie unberührbarer Natur; ein zwielichtiger Wunsch nach Gemeinschaft, der meist auf Ausgrenzung gründet; sowie ein Abgesang auf die Menschheit im Zeichen ihrer Hybris (Atomkrieg, Posthumanismus, Klimakatastrophe...). Die Übergänge sind dabei fließend.

Anders mutmaßt, dass der Mensch zwar Zehntausende töten, sich aber höchstens zehn Tote vorstellen, und kaum mehr als einen beweinen könne (ebd. 269). Bevor Freud über den Todestrieb spekulierte, nahm der an, dass es vor allem der eigene Tod sei, den sich der Mensch nicht vorstellen kann: „[...] [U]nser eigenes Unterbewusstsein glaubt nicht an den eigenen Tod, es gebärdet sich wie unsterblich“ (Freud 1914: 157). Scheinbar projiziert Anders' Diagnose der Apokalypse-Blindheit diesen Gedanken auf die Gattung: Es mögen zwar unzählige Menschen sterben – aber die Menschheit? Das absehbare Ende wäre das Ende *aller* Geschichte, und scheint darum unvorstellbar. Dabei unterschätzt Anders das dämmernde Zeitalter der Simulation (das Paradigma, von dem er ausgeht, ist das Experiment – und dieses erscheint angesichts der titanischen Macht unmöglich) sowie das Universum der Narration; jene zauberhaften Techniken der Welt-Vermehrung. Denn mittels Fiktion und Virtualisierung kann die unmögliche Erzählerin berichten: „Der Mensch schaut auf sich selbst zurück, aber nach seinem eigenen Ende, eine Reflexion im Futur II:

„Es wird einmal gewesen sein“ (Horn 2014: 11).

Aus einer kosmischen Perspektive tut das bereits Nietzsche – in der Fabel, die den Aufsatz *Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne* einleitet:

„In irgend einem abgelegenen Winkel des in zahllosen Sonnensystemen flimmernd ausgegossenen Weltalls gab es einmal ein Gestirn, auf dem kluge Thiere das Erkennen erfanden. Es war die hochmütigste und verlogenste Minute der ‚Weltgeschichte‘: aber doch nur eine Minute. Nach wenigen Athemzügen der Natur erstarrte das Gestirn, und die klugen Thiere mussten sterben“ (Nietzsche 1873: 875).

Indem Nietzsche weiter bemerkt, dass die Anmaßung des Naturwesens damit noch kaum erfasst sei, zielt der spätere Verkünder des Übermenschen jedoch an der Titanen-Diagnose vorbei: Denn diesen beschreibt Anders als potenziellen Autor seines Untergangs. Wer aber in den letzten Jahr (zehnt) en Romane gelesen, Filme und Serien geschaut oder Videospiele gespielt hat, dürfte genügend Beispiele kennen, die sich diesem Setting annehmen. Insbesondere postapokalyptische Visionen beschränken sich dabei mitnichten auf Plots, in denen eine Hand voll Wissenschaftlerinnen und Hasardeure das Ende der Welt abwendet und repräsentativ die Menschheit vereint (archetypische Beispiele dafür wären *Armageddon* (1998) oder *Independence Day* (1996) – wobei die jüngste Fortsetzung mit dem „Dazwischen“ spielt: Die Menschheit – dezimiert durch die erste Katastrophe und friedlich vereint gegen den äußeren Feind – rüstet für den intergalaktischen Krieg).

In der radikalen Variante werden die Ruinen der Erdlinge mal von außerirdischen Besucherinnen, mal von Rückkehrenden einer Weltraum-Mission besichtigt (das Motiv lautet dann: das Ende der Welt ist nicht das Ende der Menschheit); manchmal ist es auch die „unmögliche Erzählerin“. Mit einer gewissen Komik geschieht letzteres in der Doku-Reihe *Life After People* (2009/10): Sie lässt den Menschen schlicht verschwinden, um dann zu beobachten, wie Gebäude und Infrastrukturen verwittern; Tiere und Pflanzen die verfallenden Städte („zurück“-) erobern. Infolge eines missglückten Experiments werden in *The Quiet Earth* (1985) die meisten Menschen von einem ähnlichen Schicksal ereilt: Der Wissenschaftler Zac Hobson, der am Forschungsprojekt beteiligt war, hält sich bald für den letzten Menschen. Ganz gebrochener Titan wechselt er vom nüchternen Ton wissenschaftlicher Beobachtung in den des Richters über die Toten: In einer Tunika spricht er von einem Balkon aus zu Pappaufstellern verblasster Größen – im Publikum stehen u.a. Nixon, Hitler und Papst Johannes Paul II –, spielt per Fernbedienung Musik und Applaus ein, und urteilt: „*How hard is it to believe in the common good ... When every fibre of my being tells me, that the awesome forces I helped to create, have been put into the hands – of mad men?*“. Kurz darauf verfällt Hobson in zerstörerische Wut, dann in eine depressive Stimmung.

Der Mensch zwischen Größenwahn und Verlassenheit bildet ein klassisches Motiv der Robinsonade, die sich nicht nur um *Survival*, sondern um die Selbst-Reflexion des isolierten Individuums dreht: Durch die Katastrophe auf sich selbst geworfen, denkt die Überlebende über sich und die ihren (d.h.: über Kultur, Zivilisation,

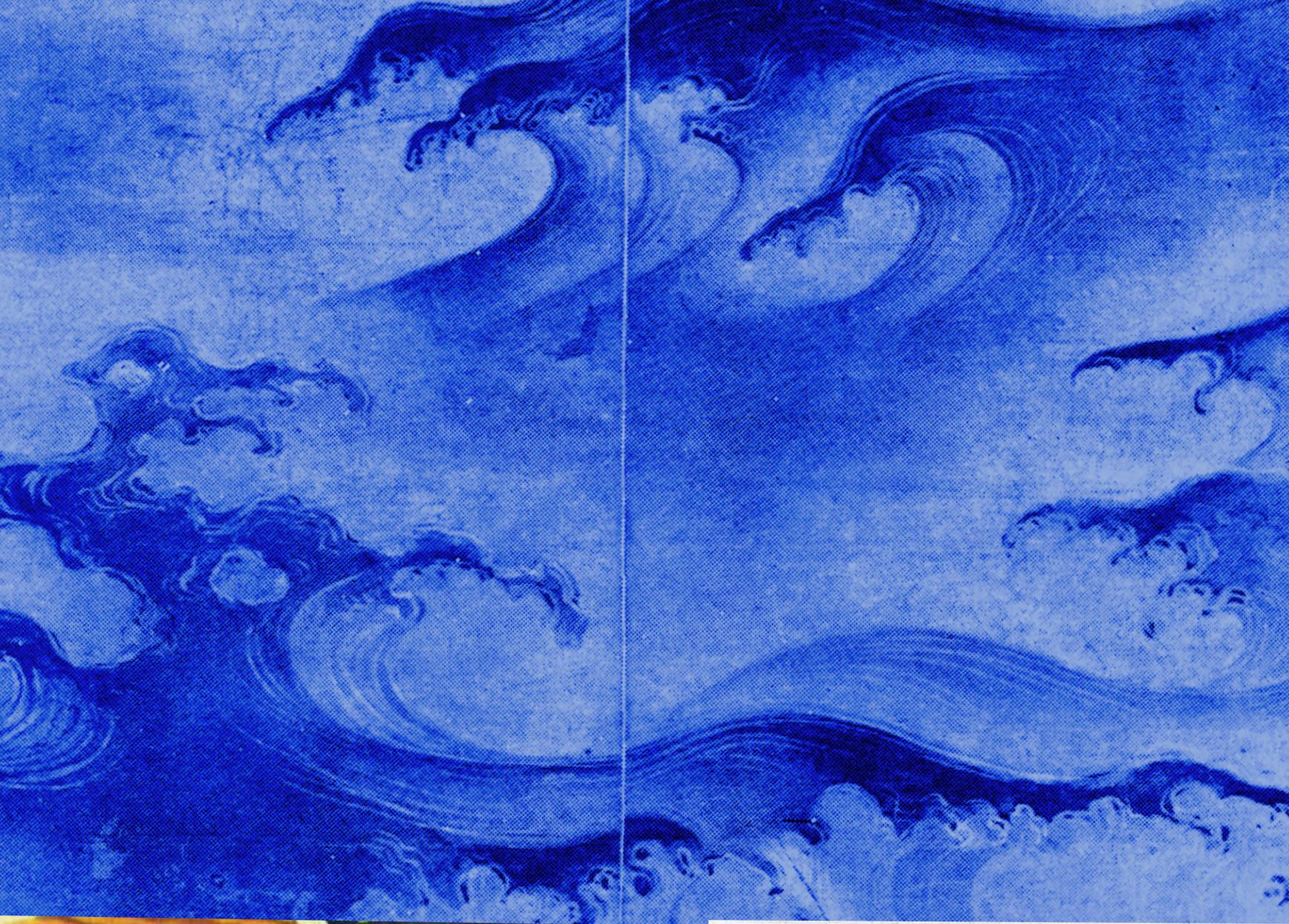
Gesellschaft) nach. Schon ein paar Jahre bevor Anders sich der Apokalypse-Blindheit im Zeichen drohender Selbstvernichtung widmet, versetzt Arno Schmidt den Protagonisten der Erzählung *Schwarze Spiegel* (1951) in ein zerstörtes Deutschland nach dem Atomkrieg. Der Überlebende, der seit Monaten keinem Menschen mehr begegnet ist, durchstreift die Ruinen, und sucht dabei nicht nur Konserven, Werkzeug und Munition, sondern auch Bücher und Gemälde. Die Aussicht darauf, sich nun in aller Ruhe (!) großen Werken widmen zu können, erfüllt ihn mit infamer Freude;<sup>1</sup> andere Überbleibsel der Zivilisation liefern ihm immer wieder Gründe, sich über das aufzuregen, was zum Glück nicht mehr da sei (maßgeblich Juristinnen, Beamte, Politikerinnen – und schlechte Autorinnen). Die Sehnsucht nach menschlicher Gesellschaft stellt sich schließlich ein, als der Protagonist einer Frau begegnet (auch sie ist eher eine Individualistin): Nach einem kurzen Feuergefecht (!) kommen die beiden sich näher und gehen eine intime Beziehung ein; doch eines morgens verlässt sie ihn...

### An den Grenzen der Zivilisation

Im Gegensatz zu (oder: doch im Sinne von) Anders' Diagnose stellt sich die post-apokalyptische Perspektive eine Welt nach dem Ende vor: Das Ende ist nicht das Ende, sondern: Neuanfang, Fortsetzung des Gleichen mit anderen Mitteln, Normalisierung des Ausnahme-Zustands. Das griechische *apokálypsis* lässt sich mit „Entschleierung“ übersetzen – und entschleiert kann nur werden, was vorher schon angelegt war. Kandidatinnen dafür sind nicht selten die „Natur des Menschen“ oder gesellschaftliche Konflikte. Vielfach wird dabei die Grenze zwischen Zivilisation und Barbarei ausgeleuchtet – besonders wenn die große Katastrophe

„[...] dem Humanismus die lange Nase zeigt. [Und] sagt: ‚Ich wusste es, dass ihr es nicht in euch habt. Ihr wollt Götter sein, aber seid vor kurzem erst vom Baum gefallen. Ihr habt es nicht in euch, das Edle. Das hier, das steckt in euch: Verzweiflung. Verwesung. Missbrauch. Kannibalismus. Ihr habt euch GENAU DAS HIER die ganze Zeit verknipten“ (heißt es in *Nis-Momme Stockmanns unbedingt lesenswertem Roman Der Fuchs, ders.* 2016: 422).

Solche Grenzgänge verbinden sie abermals mit der Gattung der Robinsonaden. In Defoes Klassiker ist die Demarkationslinie noch primär geographisch codiert – Robinson Crusoe ist auch Kolonialismus-Roman. Nach manchen Irrungen und Wirrungen (sowie mehrfacher Missachtung väterlichen Rats und göttlicher Zeichen) strandet der Protagonist auf einer einsamen Insel in Südamerika. Als einziger Überlebender einer Havarie steht Crusoe anfangs unter Schock. Doch er fängt sich relativ schnell, und unterwirft sich bald einem straffen Arbeitsregime – um die neue Heimat in eine Enklave britischer Bürgerlichkeit zu verwandeln. Er begreift die Katastrophe als Chance zum (Wieder-)Aufbau von Zivilisation. Crusoe führt einen Kalender ein, um die (Arbeits-)Tage zu strukturieren; er bilanziert seine Lage und schwimmt mehrfach zum gekenterten Schiff, um allerlei Güter zu bergen (darunter einiges an Pulver und Munition, aber auch Tinte für Aufzeichnungen). In einem Plan benennt er Prioritäten:



„1st. health, and fresh water [...], 2dly. Shelter from the heat of the sun, 3dly. security from ravenous creatures, whether men or beasts, 4thly. a view to the sea, that if God sent any ship in sight, I might not lose any advantage for my deliverance, of which I was not willing to banish all my expectation yet“ (Defoe 2001: 48).

Die ersten beiden Jahre verbringt Crusoe damit, ein Lager neben einer Höhle zu errichten und es mit einigen Annehmlichkeiten auszustatten. Dabei erlernt er neue Fertigkeiten (ein Motiv, dass heute unzählige Rollen- und Survival-Spiele aufgreifen): Crusoe macht sich Werkzeuge und Möbel (für Lektüre und Schreibtätigkeiten stehen Tisch und Stuhl weit oben auf seiner Liste!), übt sich als Kürschner und Getreidebauer, und versucht (mit mäßigem Erfolg) Tiere zu domestizieren. Aus Angst vor äußeren Gefahren (s.o.) – und um seinen Besitz zu schützen – befestigt er den Bau, unter anderem mit einer hohen Mauer, die sich nur mit einer Leiter überwinden lässt. Seine Furcht erscheint bald unbegründet – denn der einzige Feind ist die Einsamkeit, die Crusoe immer wieder zur Selbstreflexion anregt (Gesellschaft liefern lediglich ein Hund sowie zwei Katzen, die das Schiffunglück überlebt haben). Die Dialektik seiner Verteidigungs-Strategie zeigt sich, als Crusoes Festung angesichts von Erdbeben und steigenden Niederschlägen beinahe zur tödlichen Falle wird. Er überlebt ein weiteres Mal, erkrankt jedoch bald an einer Grippe. Tabak, Rum und Gebete bringen den nunmehr Gottesfürchtigen wieder auf die Beine.

Es dauert weitere Jahre, bis Menschen auftauchen: Eines Tages stößt Crusoe auf Überreste eines Kannibalen-Mahls, für das eine Festgesellschaft die Insel besucht hat. Ganz kolonialer Missionar schwankt Crusoes Bewertung zwischen Entsetzen, Furcht, und Bedauern über die Unkenntnis von Recht und Christentum, das in diesen Breitengraden herrscht – und die Eingeborenen zu Adressatinnen von Erziehung und Bekehrung macht (*oh, white man's burden!*). Sein Schüler wird bekanntlich Freitag, den er gewaltsam aus der Gefangenschaft befreit – und vor dem Topf rettet. Später unternehmen die beiden eine weitere Rettungsmission – bei der sie überraschend Freitags Vater, sowie einen Spanier befreien können. Bis zur eigentlichen „Rettung“ der Festgesetzten vergeht noch einige Zeit: 28 Jahre hat Crusoe auf der Insel verbracht, als ein Schiff ankert – um nach einer Meuterei den Kapitän und zwei seiner Getreuen auszusetzen. Crusoe hilft ihnen, das Schiff zurückzuerobern; die Meuterer müssen auf der Insel bleiben – doch sie erhalten Überlebens-Tips vom Meister aller Klassen. Der wurde während seiner Abwesenheit zum gemachten Mann: Eine Plantage, die Crusoe vor dem Unglück erworben hat, warf in der Zwischenzeit beträchtliche Erträge ab (hatten wir eigentlich erwähnt, dass die letzte Reise des Schiffbrüchigen dem Unternehmen galt, Sklaven für sich und seine Geschäftsfreunde zu erwerben? –).

In William Goldings Variation des Robinson-Stoffes (ders. 2009 [1954]) verläuft die Grenze zwischen Zivilisation und Barbarei im Menschen selbst. Das zumindest legt der titelgebende *Lord of the Flies* nahe. Der Fetisch – ein fliegenumwölkter, aufgespießter Schweinskopf, den ein paar selbsterklärte Jäger zur Besänftigung herbeiphantasierter Monster aufgestellt haben – spricht dort zu (bzw.: aus) Simon: „Fancy thinking the Beast was something you could hunt and kill. [...] You knew, didn't you? I'm part of you?“ (ebd.: 158). Während die Erwachsenen draußen einen (Atom-) Krieg führen, wurden infolge eines Flugzeugabsturzes ein paar Jungs auf eine einsame Insel verschlagen. Dort sind sie nun unter sich – und scheitern daran, eine zivile Gemeinschaft – oder: eine effektive Arbeitsteilung – zu organisieren.

Während die Jüngsten verspielt sind, sich keiner Aufgabe für längere Zeit widmen können und die anderen mit ihren Alpträumen verwirren, bilden sich unter den Älteren zwei Gruppierungen heraus: Auf der einen Seite steht Ralph, der anfangs zum Anführer gewählt, und bald von Außenseiter Piggy beraten wird (dieser ist dicklich, Asthmatiker, trägt eine Brille – und macht zu Beginn die unglückliche Bemerkung „I don't care what they call me, [...] so long as they don't call me what they used to call me in school“ (ebd.: 6)). Auch hier kein *tabula rasa* auf der Insel!) . Piggy schlägt Abstimmungs-Regeln vor, und findet mit einer Muschel die Materialisation der symbolischen Ordnung (für die ansonsten die ratlose Anrufung der „Erwachsenen“ steht): Wer auf der Muschel bläst, beruft eine Versammlung ein; wer sie in der Hand hält, hat das Wort. Ralph und Piggy versuchen, Aufgaben zu verteilen: Nach ihrer Auffassung gilt es vor allem, Hütten zu bauen, und auf einer Anhöhe ein Feuer zu hegen. Das soll vorbeifahrende Schiffe zu alarmieren – denn sie hoffen auf Rettung.

Eine weitere Gruppierung versammelt sich um Jack. Er erklärt sich zum Anführer der Jäger, deren erklärtes Ziel es ist, Fleisch für die Gemeinschaft zu erbeuten – denn es wurden Wildschweine gesichtet. Die Jäger schmücken sich bald mit einer Kriegsbemalung, die ihnen zugleich begrenzte Anonymität verleiht, und vernachlässigen alle anderen Aufgaben. Als es gelingt, Beute zu machen, erwacht offenbar ein Blutausch in ihnen. Der wird in Ritualen gesteigert und kanalisiert: In Kriegstänzen wird die Jagd und der Tod des Tieres symbolisch nachgestellt, begleitet von anschwellenden „Kill the pig! Cut his throat!“-Rufen. Die Inspiration für die „Barbarisierung“ scheinen die Kinder aus Abenteuer-Romanen zu ziehen, die gelegentlich zitiert werden.<sup>2</sup> Doch die Sache wird bald ernst. Einzelgänger Simon, der den Monster-Gläubigen erklären will, was sie eigentlich gesehen haben, gerät in einen der rituellen Tänze – und kommt dabei zu Tode. Bald darauf spaltet sich die Gruppe: Der Jäger-Stamm zieht in eine Felsspalte, die sie „Castle Rock“ nennen. Mit ihren Ritualen, die weit spannender erscheinen als die oft ergebnislosen Versammlungen der anderen, begeistern sie viele Kinder für ihre Sache. Sie ganz als Krieger fühlend beschließen die „Stammes“-Mitglieder, Piggys Brille zu erobern (sie wird als Brennglas verwendet, um Feuer zu machen) – statt einfach danach zu fragen. In einer Auseinandersetzung wird Piggy schließlich getötet, und die Muschel – Symbol ziviler Verhaltensregeln – geht zu Bruch. Die Rettung kommt schließlich, als die halbe Insel in Brand steckt: Die Jäger haben beschlossen, Jagd auf Ralph zu machen, statt mit ihm zu verhandeln – und wollen ihn ausräuchern. Der Rauch lockt einen Schiffskonvoi an; und ein Offizier stellt ernüchtert fest: „I should have thought that a pack of British boys [...] would have been able to put up a better show than that“ (ebd.: 224).

In Cormack McCarthys Roman *The Road* (2006) schließlich scheint es keine Rettung mehr zu geben – jedenfalls keine von *außen* – ; wenn der Fund einer Signalpistole so kommentiert wird:

„Can you shoot someone with it? he said.

You could.

Would it kill them?

No. But it might set them on fire.

Is that why you got it?

Yes.

Because there's nobody to signal to. Is there?

No“ (McCarthy 2006: 241).

Im Roman ziehen ein namenloser Mann und dessen Sohn durch ein postapokalyptisches Nordamerika. Die Katastrophe, die die Bühne für das Drama stellt, ist hier so entgrenzt wie ungreifbar: Ein nicht näher bestimmtes Ereignis, das einige Jahre zurückliegt, hat die Welt in eine Aschewolke gehüllt.

Nahezu alle Tiere sind tot, der Großteil der Supermärkte ist geplündert, und die Reklameschilder verblassen. Von der alten Welt kennt der Junge, der nach dem Desaster geboren wurde, nur Ruinen und Erzählungen. Sein Vater will, dass er überlebt – während sich die Mutter längst umgebracht hat, da sie das Elend der neuen Welt nicht länger ertragen mochte. Mit einem Einkaufswagen als Transportvehikel folgen die beiden nun den *state roads* gen Süden („they used to belong to the states. What used to be called the states“, ebd. 43) – und hoffen, so dem kalten Winter zu entkommen.

Anders als in Goldings Roman wollen die Protagonisten hier unbedingt vermeiden, durch offenes Feuer Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen: Die zunehmende Nahrungsmittel-Knappheit hat nicht wenige der Überlebenden zu Kannibalinnen gemacht (ein klassisches Survival-Topos: wenn es nichts mehr zu essen gibt, essen die Menschen einander...). Gegen diesen Tabubruch sperren sich die beiden. Der Vater gibt dem Jungen zu verstehen, dass sie „die Flamme tragen“ – und zu den Guten gehören. Der menschlichen Umwelt gegenüber macht ihn das jedoch umso misstrauischer: Die anderen erscheinen als potenzielle Bedrohung, der man besser aus dem Weg geht, und gegen die man sich im Ernstfall verteidigen muss. Der Sohn zweifelt darüber an den Geschichten über Hilfsbereitschaft, die ihm erzählt werden; bringt den Vater allerdings dazu, Essen mit einem Vagabunden zu teilen, und einen Mann, der Vorräte gestohlen hat, zu verschonen.

---

## Referenzen

- 1 Angesichts der Omnipräsenz post-apokalyptischen Entertainments taucht das Motiv der Freude am Weltuntergang gegenwärtig als Persiflage anderer Formate auf: In der Pilot-Folge der Comedy-Serie *The Last Man on Earth* (seit 2015) raisonniert der Protagonist – nachdem er eine Villa mit allerlei symbolträchtigen Artefakten voll gestellt hat – in einem Gebet: „And it's not all bad. I mean, in the old world, I could never live in a house like this. And these are Hugh Hefner's actual pajamas. – Yeah. I washed them. – There are some drawbacks. I know you know that. The whole women situation is the craps“
- 2 Diese Spur scheint das berühmte Narrativ vom Rückfall in den „Naturzustand“ zu subvertieren, das – je nach Lesart – gleichsam bedient wird

Das post-apokalyptische Setting offenbart einerseits die Brüchigkeit aller Ordnung („[t]he frailty of everything revealed at last“, ebd. 28), und löst die Zeit in reine Gegenwart auf: „No lists of things to be done [man erinnere sich an Robinson!]. The day providential to itself. The hour. There is no later. This is later“ (ebd.: 54). Scheinbar ganz auf sich selbst geworfen findet sich der Mensch in einer existenziellen Krise (wobei das Genre unterschiedlichste Psychogramme freilegt) – und sucht sein Gegenüber. In McCarthys Roman empfiehlt der Protagonist: „A person who had no one would be well advised to cobble together some passable ghost“ (ebd.: 57). Auch dieser Gedanke wird im Genre vielfach Weise variiert: Der schreibende Robinson adressiert zunächst die fiktive Leserin (es folgen: Gott, schließlich Freitag); in *Cast Away* (2000) spricht Chuck Noland aka Tom Hanks mit einem Volleyball; und als Eigenbrötler Daryl sich in der Zombie-Serie *The Walking Dead* von der Gruppe löst, um sich auf eigene Faust durchzuschlagen (Season 2, Episode 11: *Chupacabra*), unterhält er sich bald mit dem Phantom seines verschollenen Bruders...

## Literatur

- Anders, Günther (1961 [1956]): Die Antiquiertheit des Menschen. Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution. München: C.H. Beck.
- Defoe, Daniel; Richetti, John (Komm.) (2001): *Robinson Crusoe*. London: Penguin.
- Freud, Sigmund (1914): Zeitgemäßes über Krieg und Tod. In: Sigmund Freud, Alfred Lorenzer (Vorw.), Bernard Görlich (Vorw.): *Das Unbehagen in der Kultur. Und andere kulturtheoretische Schriften*. Frankfurt: Fischer, 2009, S. 133–161.
- Golding, William (2009 [1954]): *The Lord of The Flies*. London: Faber.
- Horn, Eva: *Zukunft als Katastrophe* (2014). Frankfurt: Fischer Wissenschaft.
- McCarthy, Cormack (2006): *The Road*. New York: Vintage (Random House).
- Nietzsche, Friedrich (1873): Über Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne. In: Friedrich Nietzsche, Giorgio Colli (Hrsg.),azzino Montinari (Hrsg.): *Kritische Studienausgabe, Bd. I*. München, Berlin/New York: DTV, de Gruyter, 1988, S. 871–890.
- Schmidt, Arno (1951): *Schwarze Spiegel*. In: Arno Schmidt: *Bargfeder Ausgabe. Werkgruppe 1, Band 1*. Suhrkamp: 1986, S. 199–260.
- Schönthaler, Philipp (2016): *Survival in den 80er Jahren*. Berlin: Matthes & Seitz.
- Stockmann, Nis-Momme (2016): *Der Fuchs*. Reinbek: Rowohlt.



# Natur in der Krise?

von Josephine Meier

Zeichnungen von Andi Reck

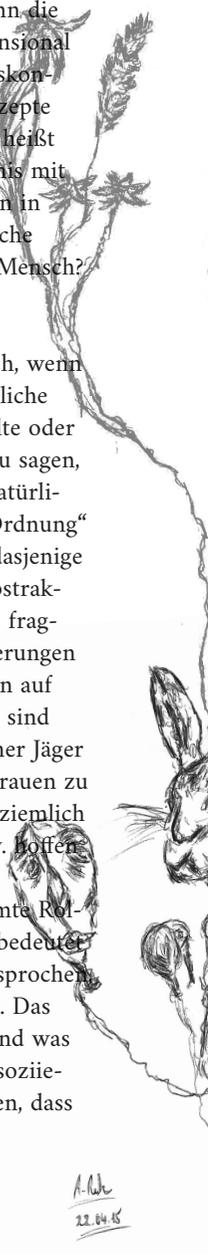
Es ist heute ja nicht mehr so klar, was überhaupt noch Natur sein soll. In der Regel finden wir uns schon immer an Orten vor, die ganz offensichtlich von Menschen geformt wurden. Natur als Inbegriff dessen, was unabhängig vom Menschen sein soll, verflüchtigt sich. Zeigen wir auf Bäume, so sind es meistens Bäume in einem Park oder am Rand neben einer Straßenlaterne, aber nichts, was unabhängig von menschlichen Einflüssen wäre. Der Park selbst wurde von einer Garten- und Landschaftsagentur entworfen und wahrscheinlich im Rathaus in Form einer Power-Point-Präsentation vorgestellt. Und Wälder gibt es ja nur, weil sie auch gepflegt oder in den prekären Fällen geschützt werden. Aber auch dort kann man nicht „Natur“ antreffen, auch wenn wir alle als Kinder mal dort hinein geführt worden sind, um zu sehen, dass es außerhalb der Städte etwas „Natürliches“ gibt. Aber was soll an dem, was wir „Wald“ nennen, Natur sein? Ist eine Stadt nicht auch ein Stück Natur? Steine, Asphalt, Materie. Und kann man einen Wald überhaupt noch denken, ohne eine Stadt, an die der Wald angrenzt? Wenn es eine völlig unberührte Natur geben sollte, unberührt von allen menschlichen Faktoren, dann gibt es sie nicht, jedenfalls nicht in unserer Reichweite. So gesehen hat ein Förster auch keinen direkteren Zugriff auf die Natur als ein einfacher Verwaltungsbeamter; beide versehen ihre Objekte mit Zahlen, halten sich an Vorschriften, deren Begriffe und Definitionen sie gut kennen, und sorgen dafür, dass „Ordnung“ herrscht. Selbst die Urwälder in den Tropen – jene heiligen Orte, die von menschlichen Eingriffen bislang verschont geblieben sind – existieren nur, weil sie sich gegenüber der menschlichen Expansion auf dem Kontinent und deren gravierenden Folgen für die Umwelt als resistent erwiesen. Wir sollten uns, was die Erde betrifft, nichts vormachen: Prinzipiell sind die Veränderungen, die auf der Erde passieren, primär anthropogener Art. Stets kann man sie auf menschliche Spuren, menschliche Entscheidungen, Handlungen, Tätigkeiten zurückführen. Sicherlich darf man dabei nicht der Vorstellung verfallen, dass hier die „Menschheit“ als eine geschlossene Gattung agiert und sich einen „Plan“ ausdenkt, wie die natürliche Umwelt auszusehen habe. So gibt es auch immer wieder Städte, die von Menschen verlassen sind. Es gibt Ruinen, es gibt zerstörte Städte. In den seltensten Fällen kann man hier von menschlichen Absichten sprechen. Es ist nicht so, dass ein Plan „der Natur“ mit menschlichen Plänen konkurriert, und dass die menschliche Gattung dazu aufgefordert wäre, gegen die Natur anzukämpfen. Sicherlich muss der Mensch sich um seiner Selbsterhaltung willen die Welt so einrichten, dass er in ihr leben kann. Aber kann hier von einer Beherrschung der Natur die Rede sein? Der Mensch ist ja nicht nur ein Teil der Natur; er ist vollkommen Natur. Jedenfalls gibt es überhaupt keinen Grund zu glauben, dass der Mensch die Natur aufgrund irrationaler Machtfantasien versklavt, um über sie zu gebieten. Und noch unsinniger ist hier, das Verhältnis von Natur und Mensch in ein Schuldverhältnis umzudeuten, als ob wir Menschen „der Natur“ etwas schuldig wären. Diese Idee ist eine verkappt christliche Idee und projiziert in die Natur einen Vaterkonflikt hinein. Es gibt, was die Natur betrifft, weder gut noch böse, genauso wenig, wie es sündhafte Neigungen gibt. Und wenn Menschen eine atomare Schlacht im Modus der Selbstvernichtung führen würden.

Woher sollten wir schon wissen, ob „die Natur“ sich hierbei schadet oder nicht. „Die Natur“ – als ein Kollektivsingular, als eine persönliche Instanz, gibt es ohnehin nicht. Bäume gibt es, aber die Gesamtheit aller Bäume ergibt noch lange nicht „die Natur“, auch bilden sie nicht nur einen Teil „der Natur“. Erstens, weil man nicht „die Natur“ anhand einzelner Objekte aufzählen kann. Zweitens, weil Bäume, so natürlich sie auch aussehen mögen, nicht natürlicher sind, als Menschen. Alles ist natürlich, was sollte schon unnatürlich sein? Und jemand, der in seiner Freizeit im Herrngarten Holzklötze auf andere schmeißt, lebt sicherlich nicht in einem ursprünglicheren Naturverhältnis als Menschen, die im Modus semi-virtueller Welterschließung Pokémon auf dem Goethe-Denkmal fangen. Ja es ist ganz und gar etwas Lächerliches, wenn man heute in einen Park geht, und sein Handy nicht mitnimmt, nur weil man glaubt, dies tun zu müssen, weil man jetzt in der Natur sei. Es geht nicht um die Frage, welches Verhalten natürlich ist oder nicht. Es geht darum, dass man sich grundsätzlich Gedanken macht, in welcher Form das Leben stattfinden soll. Und wenn die durch Smartphone strukturierten Lebenswelten als eindimensional empfunden werden, dann kann man sich an anderen Lebenskonzepten versuchen. Aber, wenn diese alternativen Lebenskonzepte nun so aussehen, dass man in Wäldern Pilze sammelt, dann heißt das nicht, dass man nun in einem ursprünglicheren Verhältnis mit der Natur lebt. Wenn man so denkt, dann unterscheidet man in letzter Konsequenz irgendwann in natürliche und unnatürliche Lebenskonzepte. Wer aber entscheidet das, wenn nicht der Mensch?

## 1. Aus „Sein“ folgt kein „Sollen“

Die Rede von „der Natur“ wird meistens dann problematisch, wenn wir anfangen, mit Blick auf eine von uns unterstellte „natürliche Ordnung“ Schlussfolgerungen zu ziehen, wie etwas sein sollte oder wie etwas nicht sein sollte. So ist es höchst problematisch zu sagen, dass Homosexualität eine Krankheit sei, weil sie von der „natürlichen Ordnung“ abweiche. Was soll hier schon „natürliche Ordnung“ bedeuten? Fortpflanzung? Lebenserhalt? Warum sollte nur dasjenige natürlich sein, was der Fortpflanzung oder in einem sehr abstrakten Sinne der Selbsterhaltung der Gattung dient? Besonders fragwürdig sind Argumentationen dieser Art, wenn Schlussfolgerungen von einer wie auch immer unterstellten Natur des Menschen auf bestimmte Rollen gezogen werden. Höhlenmenschszenarien sind hier beliebte Pseudo-Naturalismen, um zu sagen, dass Männer Jäger sind, was bedeuten soll, dass sie Geld verdienen, während Frauen zu Hause am Herd stehen. Dass Schlussfolgerungen dieser Art ziemlich dämlich sind, gehört mittlerweile zum Alltagsverstand (bzw. hoffen wir, dass das so ist).

Aus „Sein“ folgt also noch kein „Sollen“ – dass bestimmte Rollenverteilungen in der Geschichte einmal dominant waren, bedeutet also noch lange nicht, dass das so sein sollte. Idealistisch gesprochen gestalten Menschen die Bedingungen, unter denen sie leben. Das bedeutet, dass sie selbst entscheiden, was normal sein soll und was nicht. Wie ist das bei Tieren oder Pflanzen? In der Regel assoziieren wir diese Wesen mit Natur, selbst dann, wenn wir wissen, dass



ein Hund oder die Bäume im Park nicht „natürlich“ im Sinne von „unabhängig vom Menschen“ sein können. Haustiere unterliegen einer Geschichte jahrhundertelanger Domestizierung. Auch Bäume werden, damit sie „natürlich“ wachsen, vor Schädlingen geschützt etc. Dennoch sagen wir, was natürlich sein soll, und was unnatürlich ist. Auch das kann problematisch sein, wenn beispielsweise ZoologInnen das Verhalten einer bestimmten Tiergattung beschreiben. Dann ist ein abweichendes Verhalten, welches sich von dem so unterstellten „natürlichen Verhalten“ der Gattung unterscheidet, ein „unnatürliches“ Verhalten. Sind diese anderen Arten dann auf dem unnatürlichen Weg der Degeneration? Jedenfalls sind es doch immer wieder Menschen, die an einer bestimmten Stelle Grenzen ziehen, um zu sagen, was „natürlich“ ist. Das ist besonders für den Artenschutz relevant, da man hier vor die Aufgabe gestellt ist, zu definieren, ab wann eine bestimmte Art aufhört, um dann zu sagen, welche Arten geschützt werden sollen.

Das Problem ist hier aber nicht nur, dass wir von dem, was ist, daraufhin schließen, wie etwas sein soll, das Problem liegt schon auf der Ebene der Deskription. Wenn wir beschreiben, wie etwas ist, dann grenzen wir es immer schon davon ab, wie etwas nicht ist. Aber ist diese Grenzziehung nicht meistens willkürlich? Wenn man beispielsweise das Verhalten einer tierischen Gattung beschreibt, dann gibt es immer Abweichler. Notwendiger Weise ist das so, da das Verhalten der Gattung irgendwie empirisch am Durchschnitt festgemacht werden muss. Warum sollen aber die Abweichungen nicht zur Natur gehören? Überhaupt liegt es gar nicht auf der Hand, von Abweichungen zu reden, da diese ja ohnehin, immer von unserer Definition abhängen, was normal sein soll. Das Argument besteht hierbei darin, dass die Grenzen, die wir ziehen, um die Identität eines Lebewesens oder seiner Gattung zu bestimmen, von uns gemachte Grenzen sind. So liegt es für den Menschen auf der Hand, beispielsweise Wesen per Optik voneinander abzugrenzen. Wir sehen: Ein Baum ist etwas anderes als ein Insekt. Dann haben wir es mit fassbaren Gegenständen zu tun. Aber wie ist es mit einem Wald? Ein Wald ist schon etwas Größeres, Komplexeres. Auch den Wald könnte man als ein Wesen, ein Lebewesen modellieren, welches man mit Rechten ausstatten kann. Dies wird ja auch getan. Aber wo liegen hier die Grenzen? Entspringen die Grenzen dem „Wesen des Waldes“, oder sind sie das Ergebnis eines Definitionsprozesses? Oder gibt es eine Bewegung vom Wesen des Waldes zu seiner Definition?

Fassen wir zusammen: Es ist immer hoch problematisch aus „Sein“ ein „Sollen“ zu machen („so ist es, das ist natürlich“ - „also soll das so sein“). Zweitens ist es überhaupt schwierig zu definieren, was ist, da alles, was ist, Variationen und Veränderungen unterworfen ist. Was also ist Natur? Was ist natürlich? Antwort: Nichts Festes, Starres, sondern immer ein Werdendes, Plurales – Singularität. Das ist die erste Definition von dem, was Natur ist. So gesehen, gibt es keine Abweichungen, denen man die „Natürlichkeit“ absprechen könnte. Alles ist Natur, insofern kann nichts von der Natur abweichen. Darum kann Natur auch kein normatives Kriterium sein, das uns als Orientierung dienen könnte. Man muss sich davor hüten, die Natur als etwas Unschuldiges, moralisch Unverdächtiges zu konzipieren. Die Gefahr ist stets, dass man in einem nächsten Schritt jenen Wesen die Singularität oder noch kruder, das Existenzrecht abspricht, weil sie dann als „unnatürlich“ erscheinen.

## 2. Natur versus Umwelt

Die nüchternen Denker unserer Zeit reden von Umwelt und nicht von Natur. Wer behauptet, dass Flugzeuge und Autos der Umwelt schaden, sagt prinzipiell aus, dass wir dabei sind, diejenigen ökologischen Bedingungen zu zerstören, die gegeben sein müssen, damit Menschen in ihnen leben können. So ist klar, dass der Mensch biologisch gesehen Schwierigkeiten haben wird, wenn das Wasser verschmutzt ist, wenn es in bestimmten Regionen zu heiß ist etc. Neben dem Menschen werden auch andere Lebewesen darunter leiden, das ist nicht ausgeschlossen. Aber kann man sagen, dass hier die Natur leidet? Angenommen, die menschliche Gattung würde aussterben. Leidet dann die Natur? Angenommen, das Wasser ist so verseucht, dass viele Arten aussterben? Könnte es nicht sein, dass neue Arten entstehen, die sich den neuen natürlichen Bedingungen anpassen?

Zu sagen, dass wir der Umwelt nicht schaden sollten, scheint weniger voraussetzungsreich zu sein, als zu sagen, wir würden der Natur schaden. Denn welche Pläne die „Natur“ verfolgt, können wir gar nicht wissen. Und zu glauben, dass die natürliche Evolutionsgeschichte auf den Menschen hin gearbeitet hätte, klingt äußerst anthropozentrisch. So hat beispielsweise der Philosoph Hans Jonas argumentiert. Hans Jonas, der zu den ökologischen Denkern des vorangegangenen Jahrhunderts gehört, formulierte die These, dass die Natur über Jahrtausende nach und nach komplexere Lebewesen entstehen ließ, bis irgendwann der Mensch als ein freies Wesen entstand. Irgendwie muss ja die menschliche Vernunft entstanden sein – und ist es so abwegig, die menschliche Vernunft das Ergebnis eines natürlichen Plans aufzufassen? Die Natur, so vermutet Jonas, muss daher tendenziell zielgerichtet auf den Menschen hingearbeitet haben, der Mensch ist somit die Krone eines langen Entwicklungsprozesses. So kann man sicherlich auch denken, aber wer weiß das schon, worauf die Natur hinarbeitet? Und wer anfängt, genauer zu konkretisieren, welche Aufgabe der Mensch zu übernehmen hat, bzw. welche Aufgabe ihm die „Natur“ gegeben hat, argumentiert antidemokratisch: Ähnlich wie ein Prophet spricht er von der Natur, als würde sie aus ihm heraus sprechen – wer könnte dagegen schon argumentieren? Wir sollten daher besser gar nicht von einer Natur, die über uns oder mit/gegen uns existiert, reden. Wir sind „Natur“, genauso wie alles andere. Auch technische Artefakte sind natürlich, auch, wenn man sie weiterhin von einem Felsbrocken unterscheiden kann, der keinem weiteren Zweck dient, als in der Gegend herumzuliegen. Zu sagen, dass alles natürlich sei, bedeutet ja auch nicht, dass man aufhören müsste, Menschen von Tieren zu unterscheiden. Aber es ist nicht mehr weiter nötig, Tiere mit Menschen zu vergleichen, um dann zu sagen, dass der Mensch eine Vernunft besitzt, weshalb er angeblich mehr sei als Natur. Diese asymmetrischen Konzeptionen kann man auch aufgeben.

## 3. Kollektive

Der Soziologe und Philosoph Bruno Latour, der viel zur ökologischen Debatte beigetragen hat, arbeitet beispielsweise seit Jahrzehnten an einem Konzept, wie man das Naturverhältnis neu denken könnte. Werke wie „Wir sind nie modern gewesen“ oder „Das Parlament der Dinge“, so wie sein jüngstes Hauptwerk „Existenzweisen“, stellen allesamt Versuche, asymmetrische Naturbegriffe zu überwinden. Er redet nicht mehr von „Kultur“ auf der einen Seite und

„Natur“ auf der anderen Seite. Stattdessen redet er von „Kollektiven“ „menschlicher“ und „nicht-menschlicher Akteure“. Das heißt: Wir leben schon immer zusammen mit Dingen und Lebewesen. Aber diese Dinge (Tisch, Stein, Seminarraum, Auto) sowie Lebewesen (Hund, Katze, Ameise, Hecke etc.) sind ja nicht natürlicher als der Mensch. Wenn man von Kollektiven spricht, dann geht es auch nicht mehr darum, ob Hunde noch natürlich sind, oder ob der Stein einen Naturgegenstand darstellt, im Unterschied zum Smartphone. Es geht dann eher um die Verbindungen, die die menschlichen Akteure mit den nicht-menschlichen Akteuren vereint. Wenn man von Kollektiven im Sinne Latours spricht, stellt sich nicht mehr die Frage, was natürlich ist und was nicht. Die Natur wird symmetrisch über alle Entitäten verteilt. Und aus soziologischer Perspektive kann man dann auch sagen, dass verschiedene Kulturen verschiedene Naturbegriffe erzeugen. So ist der Entfremdungsdiskurs, in welchem behauptet wird, der Mensch habe sich von seiner Natur entfremdet, in einem modern abendländischen Kontext entstanden. Es gibt dagegen auch vormoderne Kulturen, die sich gar nicht für die Natur interessiert haben. Deswegen kann man dann auch von „Naturen“ wie auch von „Kulturen“ reden. Die „NATUR“ im Singular, so als gäbe es ein einheitliches Wesen unabhängig von Menschen, gibt es nicht. So ist alles Natur, aber nicht im Sinne einer Einheit, sondern Vielheit: Und so sollten wir Natur verstehen: Eine Vielheit, die omnipräsent ist. Alles ist Natur, aber nicht alles, was Natur ist, ist das Gleiche. Deswegen macht es Sinn, den Menschen von Tieren zu unterscheiden. Und es macht auch Sinn, bestimmte Tierarten zu schützen und Naturschutzgebiete zu etablieren, aber nicht, weil diese größere Natürlichkeit beanspruchen, sondern, weil Vielheit ein Wert ist, den wir nicht nur zwischenmenschlich einüben sollten, sondern auch mit nicht-menschlich Wesen.

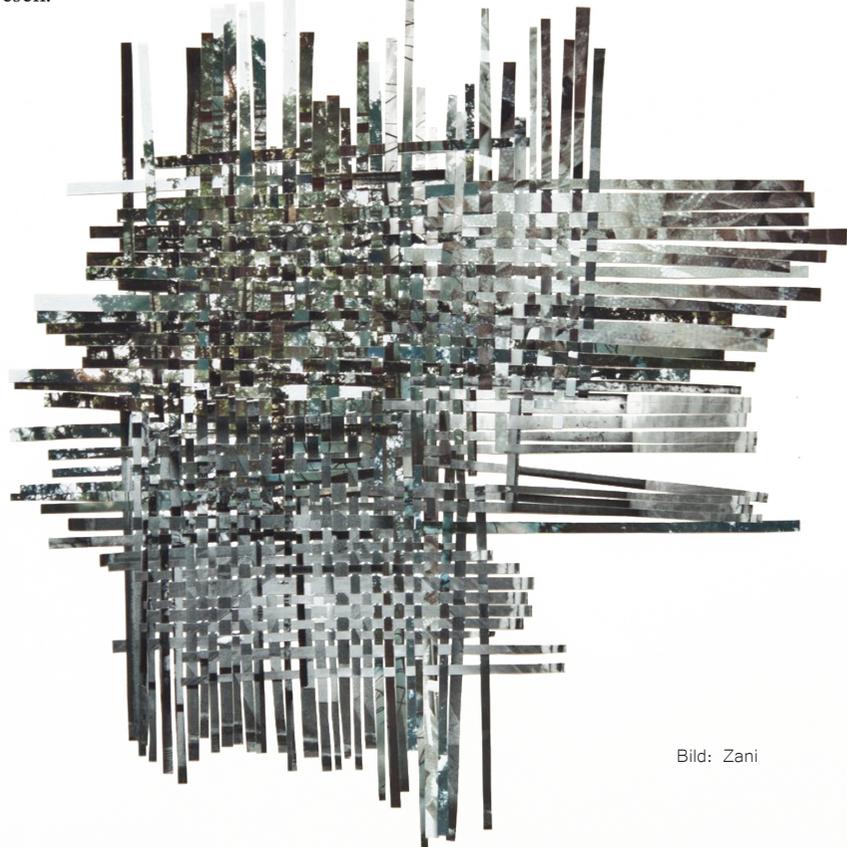


Bild: Zani

# Liget / Park. Eine Skizze über Protest und Tendenzen des Autoritarismus

von Johannes Richter

**E**in Besuch Budapests im Sommer 2016 bedeutet viele Touristen zu sehen, unsäglichen Erscheinungen wie Junggesellinnenabschieden der für ein Wochenende eingeflogenen europäischen Mittelschicht beizuwohnen. Hitze. Sichtbare Obdachlosigkeit kontrastiert die opulente Architektur von Historismus und Sezession. Der morbide Charme des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts – einige sagen Wien in heruntergekommen. Was nicht unmittelbar augenfällig wird, ist die schleichende Orbánisierung<sup>1</sup>. Die Stadt wirkt liberal, abends sitzen viele junge Menschen entspannt in den Parks. Auffallend wenig Polizei. Man muss also genau hinsehen und sensibel sein für Devianz und die erschwerten Bedingungen für Kritik und Alternativen in Ungarn. Ein offenkundiger Ort dieser Unruhe liegt im Park am Rand des Heldenplatzes. Dieser ist ein Etappenpunkt im touristischen Curriculum. Besucher mit etwas mehr Zeit und Muse könnten sich in den Park verirren und die mahnende Zeltsiedlung sehen.

## Was ist geschehen?

Das Városliget oder Stadtwäldchen ist eine der wenigen größeren Grünflächen in Budapest und für viele Stadtbewohner, die nicht die Möglichkeit besitzen, die Stadt zu verlassen, der beste Ort für Entspannung und Erholung. Die alten Platanen spenden Schatten in der aufgeheizten Stadt, reinigen die Luft und eigentlich bliebe dies weiterhin so, hätte die letzte Stadtteilregierung der Fidesz nicht die kommunale Verfügungsgewalt über den Park freiwillig an die Landesregierung (auch Fidesz) abgegeben. Eine Rückgabe an die, nach den Wahlen, wieder linke Stadtteilregierung erscheint eher unwahrscheinlich, wäre es doch eine freiwillige Redelelegation von Macht. Ab nun folgt, was in den letzten Jahren in Städten weltweit zu bemerken ist: Regierungen planen Prestigeprojekte und vermeiden grundsätzliche öffentliche Diskurse über die Nutzung von Raum und Sinn der Pläne im Vorfeld. Das Bahnhofsumbauvorhaben Stuttgart21 sowie die Abholzung des Gezi-Parks in Istanbul dürfen hier als gegenwärtig bekannteste Beispiele herhalten. In Budapest indes soll ein Haus der ungarischen Musik entstehen, dessen Notwendigkeit selbst von Fachleuten angezweifelt wird. Weitere, bereits an anderen Orten bestehende Museen sollen umziehen. Der Rückhalt in der Bevölkerung ist gering – 75% der Budapester möchten den Park erhalten.

Um das Bauvorhaben nicht unwidersprochen hinzunehmen, haben Umwelt- und Stadtaktivisten deshalb im Frühsommer 2016 das Bauareal besetzt und sich an Bäume gekettet. Mittlerweile wurde das größere Protestcamp auf dem Baufeld in Anwesenheit von ca. 3000 Bau-Gegnern geräumt und umzäunt. Damit war es die größte Umwelt-bezogene Protestaktion in der jüngeren Geschichte Ungarns. Gegenwärtig zelten noch ca. 30 Menschen vor den Bauzäunen in zwei Camps. Sie harren aus, mahnen und informieren die Passanten. Auffällig ist ihre soziale Durchmischung; ältere, sozial Abgehängte bilden die Mehrheit, umweltbewegte Studenten und Akademiker, die man in der ersten Reihe vermuten würde, sind eine kleinere Gruppe. Die Zusammensetzung der Aktiven korrespondiert mit der breiten Unterstützung – Budapest ist im Gegensatz zum Rest des Landes, dass im Moment sehr Fidesz-geprägt ist, noch teilweise

sozialdemokratisch oder liberal. Da die Infrastruktur und die zur Verfügung stehenden Mittel für den Protest gering sind, wird im Camp neben der Aufklärung und Sichtbarmachung vor allem auf zivilen Ungehorsam und legalistische Verhinderungstaktik gesetzt. So werden die Lastwagen, die den Abraum vom Bauplatz entfernen



Satellitenschüssel (Anm. der Red.)

sollen, kontinuierlich daran gehindert, da sie die Sicherheitspflicht ihres Transportgutes nicht einhalten. So durchmischt sich das Symbolhafte mit dem Bürokratischen, immerhin hier scheint es, können sie noch auf das Recht vertrauen. Prozesse können verlangsamt, jedoch wohl mittelfristig nicht im Sinne der Protestierenden aufgehoben werden.

Diese kurz beschriebene Konstellation scheint charakteristisch für die neoliberal verwaltete Welt. Städtebauliche Planung findet unter Vermeidung von Grundsatzfragen darüber statt, wie wir Fläche nutzen wollen, so dass die Forderung „Stadt für Alle“ eine Option werden könnte. Prestigeprojekte und konkrete Herrschaftsarchitektur wird raumgreifend und verdrängt das nicht kommerziell verwertbare an die Ränder. Auch hier greift die Formel der „Alternativlosigkeit“. Interessant ist dabei, dass die Komplexität dieses Repräsentationsdefizites oftmals einzudampfen scheint und in der Rettung von Grünanlagen mündet. Symbolwert trifft auf bürokratisierte Polydimensionalität. Sie dienen dem Wunsch nach Komplexitätsreduktion und werden Zeichen. Gleichzeitig vermitteln die Parks als gemachte Natur zwischen dem Menschen und jener. Ihre Bedeutung ist also durchaus auch vielschichtig.

Es ließe sich fragen, ob Parks Ausgangs- oder Endpunkte von Kritik sind, ob sie sich eignen, Menschen für Reflexion zu gewinnen oder ob der Wille zum Schutz nur Zeichen der Resignation im Mahlstrom der Technik ist.

Diese Frage muss gegenwärtig offen bleiben. Abschließend ein Wort Benjamins, das jener an das Ende seines Aufsatzes zu Goethes Wahlverwandtschaften, ein Buch in dem übrigens auch Parks und deren Gestaltung eine metaphorische Bedeutung tragen, setzte:

„Nur um der Hoffnungslosen willen ist uns Hoffnung gegeben“

## Zitate

- 1 Unter Orbánisierung ist die Tendenz der ungarischen Regierungspartei Fidesz unter Victor Orbán zu verstehen, ihren Macht- und Einflussbereich sukzessive und unter Aushöhlung von Verfassungsprinzipien und Gewaltenteilung zu erweitern. Fidesz kam nach den Wahlen 2010 an die Macht, die vorher herrschenden Sozialdemokraten gerieten unter anderem durch eine fehlgeleitete Wirtschaftspolitik in Missgunst. Seitdem hat ein nationalkonservativer Kurs im öffentlichen Kulturwesen eingesetzt, regierungskritischen Medien und Einrichtungen werden Zuschüsse verweigert und die Arbeit erschwert. Liberale Bürgerrechte wurden eingeschränkt.

# **Zwischen Militär und Party- Zum Austauschprogramm der TU Darmstadt mit der Virginia Tech**

von Philip J. Dingeldey

**H**at man als Studierender der TU Darmstadt die besondere Möglichkeit, mit einem Stipendium ein oder zwei Auslandssemester an der Virginia Tech in Blacksburg, Virginia, anzunehmen, bekommt man bei der Ankunft in den USA wohl erst einmal einen Schock: Am Flughafen in Atlanta wird man etwa von den Mitarbeitern dort, gerne wie ein Krimineller behandelt. Das gleicht jedoch die Freundlichkeit und Offenheit der Menschen in Virginia, besonders in Blacksburg, wieder aus. In der Tat habe ich bei meinem Aufenthalt selten so viele nette Menschen auf einmal getroffen wie hier, denn auch wenn Amerikaner nicht ganz zu Unrecht für ihre Oberflächlichkeit bekannt sind, würde man es in Deutschland wohl nie erleben, dass sich ein ganzes Lokal an deinen Diskussionen über Ausgelmöglichkeiten hilfreich beteiligt. Das Auslandssemester zu organisieren ist am Anfang gar nicht leicht. Auf einen kommt ein riesiger bürokratischer Aufwand zu, und kaum einer kann einem wirklich weiterhelfen, zumal es von der Koordinationsstelle für Auslandssemester an der TU, aus Mangel an Kenntnissen, kaum Unterstützung oder Rat gibt. Hinzu kommt, dass von der Auswahl der Studierenden bis zum Antritt der Reise relativ wenig Zeit bleibt, und die Sache, trotz des Stipendiums, immer noch ziemlich teuer ist.

Der erste Eindruck, hat man es dann doch noch in das verschlafene Blacksburg geschafft, macht das zunächst wett. Die Studierenden können sich auf einen ziemlich großen und beeindruckenden Campus freuen, mit vielen Grünflächen, kleinen idyllischen Höfen, zutraulichen Eichhörnchen und altherwürdig daherkommenden Gebäuden, gebaut mit dem hier ansässigen Hookie Stone. Besonders die Gebäude, die meist vom angesehenen Architektur-Department der Virginia Tech designed wurden, wirken fast wie mittelalterliche Burgen – damit versuchen amerikanische Universitäten wohl den Mangel an architektonischer Geschichte ihres Landes zu kompensieren. Dennoch ist der Campus sehr ansehnlich, und wenn man nur für ein oder zwei Semester hier ist, lohnt es sich auch, auf dem Campus in einem Wohnheim zu leben, und komplett in das sehr gemeinschaftliche studentische Leben integriert zu werden; jedoch ist auch das ziemlich teuer.

Einen richtigen Kulturschock bekommt man als Studierender aus Deutschland aber, wenn die Kurse erst einmal anfangen. Denn das Studium hier läuft ganz anders als in Europa, und zwar in allen Fachbereichen. Als Bachelor sitzt man in Undergraduate-Kursen, die je zweimal die Woche für anderthalb Stunden stattfinden, und als Master in Graduate-Kursen, die drei Stunden dauern. Der Arbeitsaufwand dafür ist ebenfalls unnatürlich hoch. Wie ein Schulkind hat man jede Woche Hausaufgaben, und davon massenhaft. Ist man etwa als Student\_in der Politikwissenschaft hier, werden jede Woche lange Diskussionsfragen, Präsentationen oder Essays verlangt, ist man für die Ingenieurwissenschaft an der Virginia Tech, bekommt man zahlreiche Rechen- und Computeraufgaben. Hinzu kommen trotzdem

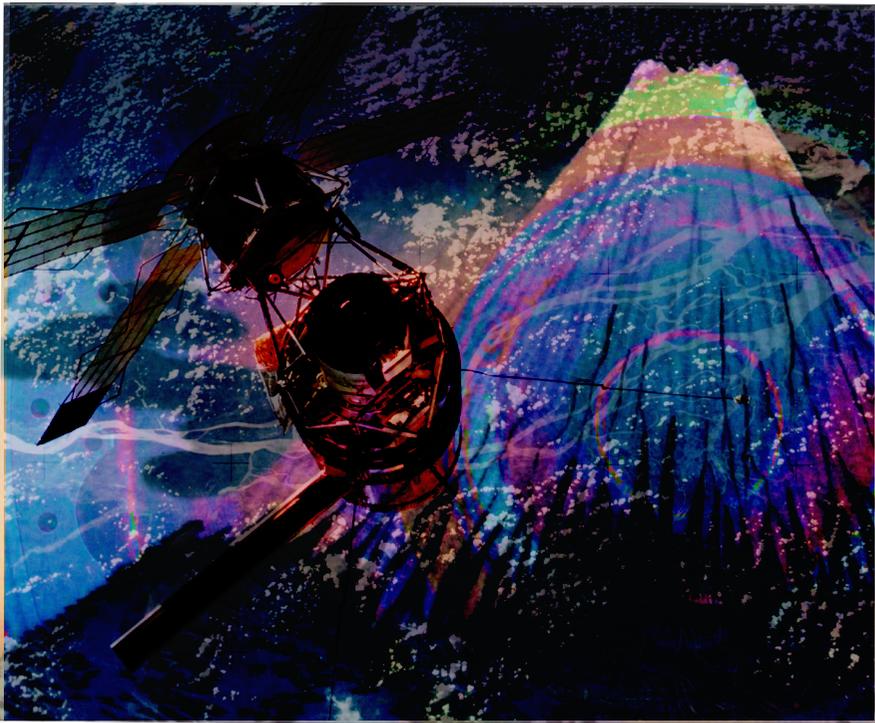
noch schriftliche Hausarbeiten, also Final Papers und/oder Examen in der Mitte und am Ende des Semesters. Und natürlich wird so gut wie jedes dieser Assignments separat benotet, damit der Druck auch ja nicht abnimmt. Auf jeden Fall kommt man hier zum Arbeiten, und es ist eine spannende Herausforderung. Etwas ausgeglichen wird der quantitativ hohe Aufwand dadurch, dass die Studierenden relativ leicht an gute Noten kommen, denn das, was qualitativ und inhaltlich erwartet wird, ist oberflächlicher als in Deutschland. Kurz gesagt: Masse und die totale Disziplinierung nehmen zu, die denkerische Qualität sowie selbstverantwortliches Studieren und Organisieren nehmen ab.

Die Darmstädter Masterstudierenden müssen dazu noch als Graduate Teaching Assistants arbeiten, das heißt als Hilfskraft für einen Dozierenden in einem Kurs arbeiten. Das beinhaltet auch die große Verantwortung Undergraduates zu benoten und in Sprechstunden zu unterstützen. Am Ende bleibt dann nicht mehr viel Zeit, das studentische Leben außerhalb des Campus zu erforschen oder viel zu reisen.

Insofern ist es ja beinahe nicht schlimm, dass Blacksburg kulturell nur wenig zu bieten hat: Außerhalb gibt es ein Kino, und sehr zentral noch ein zweites kleines Kino, das Vintage-Trash-Filme zeigt, zudem noch ein studentisches (post) modernes Kunstmuseum, das auf jeden Fall einen Besuch wert ist. Und da die Infrastruktur in Virginia zuweilen an ein neoliberalisiertes Entwicklungsland erinnert, ist auch das Netz öffentlicher Verkehrsmittel nicht besonders gut ausgebaut, sodass man schon einen halben Tag einrechnen muss, um Walmart, das kleine Einkaufszentrum in der Nachbarstadt Christiansburg oder die nächstgrößere Stadt Roanoke zu besuchen. Den Mangel an kulturellen Angeboten machen die Studenten gerne mit Party wett, denn es gilt das Prinzip „Work hard, party hard“.

Ein extremer Gegensatz zu der sehr exzessiven Partykultur im Ort stellt ein weiteres Element der totalen Disziplinierung am Campus dar, was man sonst in Deutschland so nicht gewohnt wäre: das Militär. Denn an der Virginia Tech sind viele Studenten, die bei der Army sind und so die hohen Studiengebühren finanzieren; was auch zu einer multikulturellen Mischung der Studentenschaft beiträgt. Ständig sieht man diese witzigen Militärfiguren irgendwo entlang marschieren, mit ihren Versuchen, in Reih und Glied zu laufen und ja nicht fröhlich zu sein. Ständig sieht man Appelle oder Fahnenhissen – in Blacksburg wirkt das dann fast so, als ob deren Patriotismus erst noch gefährlich und beeindruckend werden muss.

## ***Oh Bergeshang, du schönes Stück Natur***



Die Landschaft, von Schnee überdeckt,  
schimmert weiß in der Abenddämmerung.

Ein Dorf und ein See.

Es ragt in die Höh' ein Turm  
Satellitentechnologie, blendendes Metall  
und weites Kabelfeld  
unter der Abzugshaube edler Wolken

Technik: Das finde ich nicht schön

Natur: Das finde ich schön

Im Zug, da ist Technik, das hört man auch  
ratter ratter, ratter ratter  
es spreche im Zug wer kann, der Schaffner;  
die anderen aber, die schweigen  
wie mein stiller Sitznachbar,  
was schätze ich deine wortlose Anwesenheit  
und deine Privatmusik, im Stöpsel die Melodie.

Die Natur da draußen ist schön,  
wenn man glaubt, dass da draußen Natur sei,  
aber glaube mir, sie ist überall.  
Aber nicht überall ist sie schön.

Die Natur ist ein Techniker,  
aber manchmal auch ein Ästhet

Technik versus Ästhetik  
Ästhetik versus Technik

Es ist ein Kampf; die Natur um ihre Reinheit

Wie der Bergeshang, der gibt ein Beispiel:  
So muss Natur sein, da ist sie rein.  
Über jedes Kraftfahrzeug erhaben,  
keine elende Stadtaube verirrt sich dorthin,  
dieses verseuchte Taubenpack vom Bahnhofsviertel,  
wiederliche Kreaturen,  
halb Natur, halb Mensch

Aber der Bergeshang, der ist schön.  
Kein Mensch, keine Kreatur,  
dich erschüttert keine Lawine,  
stets im Rampenlicht der Stadtbevölkerung  
ein Gipfel touristischer Schönheit  
Dich beneidet Land, Wiese und Tal,  
oh Bergeshang, Schluchten und Seen.

# Meyremkî

von Azad Akkash

Als Meyrem Gulfiroschjans Leichnam seine Reise von der türkischen Grenze zum Dorf Kêstika in Afrin antrat, bemerkten die Verbliebenen der kurdischen Bewohner nicht, dass sie gerade ihre einzige Rosenverkäuferin verloren hatten. Sie waren erschöpft vom syrischen Bürgerkrieg und der Blockade. Sogar die wenigen Rosenliebhaber, die nicht emigriert oder den Truppen der YPG beigetreten waren, erwähnten nicht den Tod der armenischen Frau – als ob er sie nichts angehe und es sich nur um eine weitere Kriegstote handelte. Aber während sie den Leichnam für das Begräbnis vorbereiteten, begannen sie eine komplizierte Diskussion darüber, was denn angemessen dafür sei. Sollten sie islamischen oder christlichen Riten folgen? Und dürfen wir sie hier auf diesem Friedhof begraben, der immer noch islamisch ist, obwohl die meisten seiner kurdischen Bewohner nicht ein einziges Mal im letzten halben Jahrhundert gebetet haben, dafür aber dunkle Weine machten und einige sogar Schweinefleisch aßen? Die kleine braunhaarige Narin schaute mit zitternder Unterlippe zu und seufzte zweimal, um ihre Tränen zurückzuhalten. Sie murmelte mit einer leisen, gequälten Stimme, die nicht zu ihrem Alter passte, wie eine Großmutter, die in sich hinein grummelte statt zu den unbekümmerten Enkeln. Eine plötzliche Ruhe war dem pragmatischen und kaum widerlegbaren Argument des Mullahs gefolgt: „Jeder Boden gehört Gott, und sie war immer eine von uns. Lasst sie uns in der gleichen Weise begraben, wie wir es mit unseren eigenen Leuten tun.“ Die Stille ließ Narins Stimme für jeden hörbar werden: „Wie bekomme ich jetzt eine schwarze Rose, um sie morgen früh dem neuen kurdischen Sprachlehrer zu geben? Die einzigen Rosen in unserem Dorf waren in Meyrems Hof, und alle sind verwelkt, seit sie uns verlassen hat.“ Diejenigen, die den Trauerzug begleitet hatten, verbrachten den Abend damit, sich ihre Erinnerungen an Meyrem ins Gedächtnis zu rufen. Vor einem Jahrhundert, im Jahr des armenischen Völkermords, war sie im Zentrum des Distrikts angekommen, in einem Sack auf dem Rücken ihrer Mutter. Sie beide und der Inhalt des Sacks waren alles, was geblieben war von den Habseligkeiten und Mitgliedern einer großen Familie, die in der Stadt Wan und auf den langen Wegen von dort umgekommen war. Es war eine Mutter, die eher einer hübschen Wachsfigur ähnelte als einem lebenden Wesen. Von ihrer Sprache konnte man nur so viel verstehen, dass es ein Kurdisch war, das fremd klang gegenüber dem lokalen Akzent des Kurmandschi-Bergs. „Das Mädchen ist rötlich, mit einem Band von Sommersprossen von einer Wange zur anderen, pinienfarbenem Haar und kleinen grünen Augen.“ So beschrieben ihre Eltern gewöhnlich die älteste im Menschengedenken erhaltene Szene für diejenigen, die erlebten, wie der Aga die Mutter dazu brachte, seine zwei Ehefrauen zu bedienen. Die Mutter arbeitete schweigend im Dienste ihres Herrn und sprach nie von dem Grauen, das sie durchgemacht hatte. Zehn Jahre später erwarteten alle, dass der Aga sie zu einer seiner nun drei Frauen machen würde. Aber die Dörfler waren schockiert, als Hikmet Axa sich von allen dreien scheiden ließ und Maria Hosipiyan heiratete, die Tochter – die damals dreizehn Jahre alt war und immer noch ihren Namen trägt. Wegen all der Kinder der drei anderen Ehefrauen erbte die Witwe Maria nicht viel: ein kleines Haus, einen Olivenhain mit zwanzig

*Diese Kurzgeschichte wurde von Azad Akkash geschrieben, der selbst lange Zeit in Afrin (einem Kanton in Rojava-Nordsyrien) gelebt hat und jetzt in Frankfurt wohnt. Wir, eine Gruppe Studierender aus Darmstadt, haben ihn durch Teachers on the Road kennengelernt. Unserer Ansicht nach ist es eine emotionale Geschichte, die dadurch zunächst die Möglichkeit der Reflexion erschwert. Sie spielt sich vor dem Hintergrund aktueller gesellschaftlicher Hürden und Probleme ab und eröffnet eine individuelle Perspektive darauf. So ermöglicht die Geschichte einen Einblick in wichtige historische Ereignisse und spiegelt auch die Erfahrung einiger Menschen wieder, die gerade aus dieser Region nach Darmstadt fliehen. Aus diesen Gründen hoffen wir, dass diese Geschichte auch als Anlass dient, sich näher mit diesem Thema zu befassen.*

fast unfruchtbaren Bäumen und fünf Pistazienbäume am Südhang. Aber von ihrer Mutter erbte sie das Meiste: ihr Armenisch, etwas von ihrem Türkisch und alles von ihrem Kurdisch, einschließlich des fremdartigen Tonfalls. Und sie erbte die unmögliche Kunst, im felsigen Land des Dorfes Kêstika Rosen zu züchten. Nichts Besonderes passierte in ihrem Leben als Witwe, abgesehen von einem langen Gedicht, das ein Verehrer ihr einst schrieb in Verzweiflung über Sie und ihre kühlen Antworten. Trotzdem erinnerten sich die Dörfler an die letzten beiden Zeilen: „Wie der Sumach, der Dein Gesicht benetzt, so sauer bist Du.“ Sie verbrachte die letzten 45 Jahre ihres Lebens damit, ihre wenigen Rosen eine nach der anderen zu verkaufen – und nie mehr als zwei zu gleicher Zeit. Sie wurde auf milde Weise ärgerlich, wenn jemand einen ganzen Blumenstrauß wollte: „Nein, nein. Das geht nicht. Es ist ein Geschenk, kein Massaker.“ Und ihre folgsamen Kunden antworteten ihr: „Sauer bist Du, wie Sumach.“

In der Sprache des Kurmandschi-Bergs wurde ihr Name zu Meyrem. Sie gaben ihr den Spitznamen Gulfirosch, d. h. die Rosenverkäuferin, aber änderten ihn dann zu Gulfiroschjan, ihrem Wunsch entsprechend. Die Dörfler lernten von ihr, den Verstorbenen, den Kranken und ihren Müttern öffentlich Rosen zu schenken. Aber wenn es um Verliebte ging, mussten die Rosen im Geheimen übergeben werden durch einen kleinen, diskreten Boten. Vielleicht die Letzte und Berühmteste in der Rolle des Boten während der letzten Lebensjahre Meyrems war Narin, die Tochter von Hemko, dem Schäfer. Die neugierigen Witwen hassten die Rosenzüchterin und auch ihre Botin, und wann immer sie Narin dahineilen sahen, waren sie sicher, dass das Mädchen eine Rose zwischen zwei heimlich Liebenden überbrachte. Und sogar einen Brief, der einige von Meyrems verrückten Ratschlägen enthielt. Narin verriet nie ihre Geheimnisse, egal wie sehr die anderen ihr nachspürten und schimpften: „Das dumme kleine Ding glaubt wirklich, dass sie Tante Meyrem an ihre Kindheit erinnert. Kann denn der Schnee wie Teer aussehen, Du schwarzes schlechtes Omen?“

Als die erste gebildete Generation des Dorfs von Aleppo zurückkam mit ihren Theorien von revolutionärer Politik und der Wissenschaft des Blumenschenkens, dachten sie sich Sträuße aus, die merkwürdige

Rosen und ungewöhnliche Blumen nach einer Farbenlogik kombinierten, die – wie sie stolz verkündeten – auf einer wissenschaftlichen und internationalen Methode beruhte. Natürlich spotteten sie über die Farbphilosophie der Witwe des Agas als ein Symptom ihrer bourgeoisen Auffassungen. Die neue Intelligentsia bestand aus lauter Malern, Dichtern und Schriftstellern. Sie schafften es, ihre Sicht der Rosenfarben dem Blumen austausch der Leute aufzudrücken, ob bei Freude oder Kummer, und sogar wenn die Situation die Botschaft der Rose verriet. Ihre widersprüchlichen Theorien und besserwisserischen Ratschläge begannen, den Menschen Rosen zu verleiden. Aber bei den heimlichen Rosen verstanden und mochten die verliebten Dorf Frauen nie etwas anderes als Meyrems Farbdoktrin, welche die Gebildeten anfangen, „Meyremismus“ zu nennen – oder einfacher „Meyremki“. Die Jugendlichen, die sich auf den Weg des Kampfes begaben, wurden also dazu veranlasst, die Meyremki zu befolgen, um Zweideutigkeit und Nihilismus der Farbe zu vermeiden, was beides unpassend für die Ära des Kampfes wäre. Sie konnten sich darauf einigen, dass rote Rosen für die Farbe der Revolution und das Blut ihrer Märtyrer stünden – auch wenn sie nicht übereinstimmten, wessen Märtyrer es waren: des Proletariats oder eines Groß-Kurdistan? Nur nach alledem konnte Rot – metaphorisch – als Farbe der Liebe angesehen werden. Im einfachsten Alphabet der Meyremki stand Weiß für Liebe oder Kapitulation. Gelb repräsentierte Wünsche für gute Gesundheit. Rot bedeutete Drohung oder Trost. Rosa stand für Zuneigung und Respekt. Und die seltene schwarze Rose symbolisierte Aufrichtigkeit und Treue. Zusammen mit den anderen Farben, Tageszeiten, Monaten, Jahreszeiten und Launen des Himmels bildeten sie eine vollständige Sprache. Aber außer Narin waren wenige übrig, die sie lesen konnten an jenem Vorfrühlingsmorgen, als Meyrem Gulfiroschjan zurückkam, nachdem sie die letzten Tropfen ihrer Seele und ihre sanften, für niemanden störenden Flüche ausgeblutet hatte.

„Das ist alles die Schuld der Genossin Rükén“, sagte Salihe, die Nachbarin, bedauernd, nachdem sie sich die Faust ins Gesicht gestemmt und dann mit erschlaffendem Griff fallengelassen hatte: „Es war nur ihretwegen, dass Meyrem sich entschied, in einer solchen Zeit und unter so beschissenen Umständen nach Armenien zu gehen.“ Dann erinnerten sich alle, wie Meryems Schluchzen sie letzten Sommer aufgeweckt hatte, als sie bei anbrechender Morgendämmerung ihr Armenisch mit kurdischen Sätzen mischte: „Oh, dass ich mich opfern dürfte für Dich, meine Tochter, dass ich für Deine Sicherheit zugrunde gehen möge; wer hat Dir das angetan?“ Als sie nach unten gegangen war, um ihre Oliven am Südhang zu besehen, hatte Meyrem eine verwundete YPJ-Kämpferin gefunden, die im Zustand zwischen Leben und Tod schwebte. Die Frau war bedeckt gewesen mit Staub, mit verkrusteten Blutflecken und Schrammen überall.

Später, als Rükén begonnen hatte, sich zu erholen, erfuhren die Dörfler, dass sie verwundet worden war in dem Angriff des Islamischen Bataillons an der Front im Südwesten von Afrin. Sie war einen Tag und eine Nacht lang zwischen den Felsen gekrochen, bevor sie das Bewusstsein verlor. „Das ist das zweite Mal, dass ein Armenier mein Leben gerettet hat“, sagte Rükén dankbar zu einer Gruppe von Dörflern, die dieser starken Frau in ihren späten Dreißigern zuhörten, mit ihrem kurzen, glänzenden schwarzen Haar und einem Lächeln, das den Schmerz nicht verbergen konnte. „Vor zehn Jahren“, fuhr sie fort gegenüber den offenen, neugierigen Augen,

„als ich in Nord-Kurdistan kämpfte, verlor ich alle meine Genossen in einem Hinterhalt. Ich kroch tagelang mit einem Schrapnell in meinem Schenkel, immer in Richtung der armenischen Grenze, und verlor das Bewusstsein, als ich die ersten armenischen Worte hörte.“ Der alte Schmuggler, der sie fand, war ursprünglich ein Überlebender der Armenier von Wan. „Er war Dir so ähnlich, Tantchen, seine Augenfarbe und Blicke. Sein Name war Wartan. Er sagte Worte, die ganz ähnlich den Deinen waren, als Du mich gesehen hast. Deswegen dachte ich, dass ich halluziniere.“ Die Augen der Männer und Frauen glitzerten vor Tränen, als sie von Meyrem zu Rükén und zurück schauten. Aber es war Meyrem, die zu weinen begann, als ob sie von einem Anfall gepackt sei, und in einer Weise, wie die Leute sie noch nie vorher hatten weinen sehen: „Es muss mein Bruder Garo sein. Wer sonst könnte es sein? Ich glaube, dass er seinen alten Namen vergessen hat. Ich sollte gehen und ihn wiedersehen, bevor die Islamisten kommen und mich töten. Die Männer des Sultans werden ihre Arbeit diesmal zu Ende bringen.“

„Und das ist dann auch passiert.“ Salihe setzte die Geschichte fort, die jedermann schon kannte, aber niemand unterbrach sie. „Wir lachten sie aus, weil es keinen Sultan mehr gibt, aber die starrsinnige Frau ging trotzdem weg. Und die Verbrecher vollendeten das Werk, das vor einem Jahrhundert unfertig gelassen worden war. Die Männer des neuen Sultans töteten sie, als sie versuchte, die Mauer zu überwinden.“

Am nächsten Tag hatte Narin ihre erste Kurdisch-Stunde. Ein Teil ihrer Traurigkeit und ihres Schweigens kam davon, dass sie nicht die schwarze Rose der Treue ihrem ersten Kurdischlehrer an einer offiziellen Schule geben konnte. Mamoste Schoresch war ein dünner, aktiver und begeisterter junger Mann. Er begann mit dem Alphabet. Narin brach gelegentlich ihr Schweigen inmitten der chaotischen Kinder, weil sie ein Wort in der Standardsprache kannte, die neu gegenüber dem lokalen Dialekt sein sollte. „Du bist eine gute und kluge Schülerin, Narin. Ich werde Dir ein besonderes Geschenk machen unter der Bedingung, dass Du mir erzählst, wo Du all diese Worte gelernt hast, hier in dieser entlegenen Ecke von Westkurdistan.“ Narin sah, wie Mamoste Schoresch eine getrocknete schwarze Rose aus seinem Wörterbuch herausnahm und sie zwischen die Seiten ihres Buches steckte. Sie bekam einen hochroten Kopf und lächelte, und dann sagte sie mit ihrer gewohnt lauten Stimme: „Eigentlich, Mamoste, habe ich die meisten von Meyrem Gulfiroschjan.“ Und vor dem sprachlosen Lehrer fuhr sie fort: „Meyrem, das ist die alte Frau, die ein anderes Kurdisch als unseres hier am Kurmandschi-Berg sprach. Sie züchtete Rosen in dem steinigen Land von Késtika. Und sie starb mit Genossin Rükén an der Grenze zu Hatay.“

---

Geschrieben in Kurmanji-Kurdisch  
und übersetzt ins Englische von:

Azad Akkash

Ins Deutsche übersetzt von:

Thomas Ormond



# Auf der Suche nach der verlorenen Natur

von Gerome Friedrich Duck

In Zeiten, in denen Hast und Schnelligkeit die Welt beherrschen, in denen nichts so bleiben kann, wie es ist, weil alles dem Gesetz der Veränderung und Verbesserung unterworfen ist, weil die Menschen offenbar niemals zufrieden mit dem Gegebenen sein können, weil vielleicht dem modernen Menschen gar nichts anderes mehr einfällt, als Dinge zu optimieren oder zu beherrschen, sie zu quantifizieren und schneller zu machen, könnte es durchaus der Erwägung wert sein, über das Leben und die Vielfalt dessen, was ein Leben in seinen vielen Facetten ausmachen kann, nachzudenken. Es könnte Zeit werden, vom aktiven Leben etwas zurückzutreten und es statt dessen einer konsequenten Betrachtung zu unterwerfen, einer Betrachtung im Modus der Kontemplation, die die Dinge und das Leben von der Seite aus erblickt, als permanent von der Vorderseite, die strahlen soll, wie ein geleckter Lebenslauf.

Allerdings: Das Langsame, das „Sich-Zeit-Nehmen“ für das Belanglose und Nebensächliche, setzt ein Denken oder eine Haltung voraus, welches uns über die Jahrhunderte entglitten ist. Das weiß auch der um sich selbst besorgte L. Zimmermann, der sich vor Kurzem von einigen Prüfungen abgemeldet hat, um mehr Zeit zu haben, für die besonderen Augenblicke des Lebens. Als ein gewissenhafter Student der Gesellschaftswissenschaften ist er sich, auch ohne formalen Abschluss, über die gesellschaftlichen Zusammenhänge bewusst und weiß sich, in kritischer Absicht, von den repressiven Anforderungen der Leistungsgesellschaft frei zu machen. Um in Zeiten dürftiger Augenblicke ein Leben, sein Leben zu leben, ohne es zu verpassen. So nimmt er sich vor, jeden Tag mindestens zehn Minuten zu meditieren, manchmal, wenn die Bedingungen stimmen, tut er es auch über eine Stunde lang. Das Problem: Seit etwa einer Woche ist der Ort, an dem er täglich meditierend sein Ich mit dem Sein oder der Natur versöhnt, zu einem Versammlungsort geflüchteter Menschen geworden, die von morgens bis abends auf dem Rasen Fußball spielen und sich dabei ununterbrochen Wörter zurufen, die der tolerante L. Zimmermann nicht versteht und ihn zu seinem größten Ärgernis vom konzentrierten Meditieren abbringen. Schließlich braucht jede Meditation Ruhe; die äußere Ruhe der Umwelt soll in ein Verhältnis der Resonanz mit der inneren Ruhe des Selbst treffen.

So zieht L. Zimmermann durch die Randgebiete der Stadt und sucht nach einem geeigneten Platz für seinen geistig-leiblichen Rückzug. Manchmal überlegt L. Zimmermann, die Meditation in seinem Zimmer auszuführen, ein Ort, der ganz und gar unter seiner Kontrolle steht und nicht durch kontingente Störgrößen gefährdet ist. Aber dann fällt ihm ein, dass hinter dieser Idee letztlich die Idee des Zeitsparens steht, wovon er sich ja frei zu machen sucht.

Während L. Zimmermann vergebens durch die Stadt pilgert, träumt er von einer unberührten Natur, fern von der Stadt, aber doch erreichbar mit dem Fahrrad oder zu Fuß. Das wäre das Ideale: Wo die Vögel im harmonischen Einklang miteinander zwitschern, wo sich die Hasen nur so weit vermehren, wie es der Natur entspricht, und wo die Bäume einen natürlichen Wuchs bekommen, biologischer sind, als jeder biologische Anbau anmuten könnte, der durch menschliche Kooperation entstanden ist. L. Zimmermann stellt sich eine Wiese vor, einen kleinen Hügel, auf dem er

meditieren könnte, dazu ein angenehmer Lufthauch, der die Blüten und Pollen der Pflanzen kunterbunt durch die Landschaft fegt. Eine unberührte Natur als ein Geschenk, in einer Welt, die vergibt und teilt ohne zu bilanzieren, ohne Verwaltungsapparatur, ohne industrielle Abgase, ohne das Geschick der Zahlen und ausgeklügelten Rechnungen... Zweifellos ist auch L. Zimmermann ein glühender Verfechter einer Natur, die aussieht, wie aus den Werbungen, eine Natur, eine paradiesische Landschaft, Unterwäsche auf der Leine, ungefährliche Bären im Wasser, die Fische fangen, Naturschutzgebiete, Nachhaltigkeit, Sonnenschein, Harmonie und Liebe ... Versunken in seinen fantastischen Ausstiegsfantasien wird L. Zimmermann fast von einem Auto überfahren und unangenehm daran erinnert, dass die Welt nicht seinen Vorstellungen entspricht.

## Die Natur und das Recht der Stärkeren

Während L. Zimmermann morgens vergeblich in der Stadt herum sucht und gewissermaßen über Umwege erst zu einem Verhältnis zwischen Ich und Natur, Körper und Geist gelangt, hat der gebürtige Russe Sergei einen, wenn man will, unmittelbaren Zugriff oder Eingriffen die Natur, ein Kontakt, der sehr viel tiefer geht, als den meisten Menschen lieb wäre, eine Berührung, die durch Mark und Bein geht: Als einfacher Arbeiter in der Fleischfabrik trennt Sergei jeden Tag bedenkenlos Leib und Seele, Körper und Geist mit Hilfe eines sehr scharfen Messers in zwei Hälften, nicht ohne seine speziellen Schutzhandschuhe natürlich, die eine schmerzhafteste Selbstgefährdung verhindern sollen.

Auch heute schiebt Sergei die Tiermassen durch die Gänge, manche unter ihnen sind bereits verletzt, ob nun angefressene Ohren oder gebrochene Beine, ob nun halb bewusstlos oder bei größtem Gefahrenbewusstsein; sie müssen alle durch die Schleuse, die eine Todesschleuse ist, hindurch, bis sie von Sergei oder einem anderen Mitarbeiter einen tödlichen Elektroschock verabreicht bekommen, nötigenfalls auch mit einem brutalen Schlag auf den Kopf, dann zerhackt, zerstückelt und verpackt werden, bis sie auslieferbar sind.

Wenn man nun über Jahre diesen Beruf ausübt, wie Sergei und unter Zeitdruck, wie er sagt, Arbeit zu erledigen hat, ob als Tiervorwärtstreiber, Elektroschockbediener, Halsabschneider oder Zerstückeler, dann hat man einfach keine andere Wahl, als sich mit den gegebenen Arbeitsumständen zu arrangieren und die tierethische Moral gewissermaßen an die pragmatische Praxis anzupassen. Die Grausamkeit, die nicht nur in der gewaltsamen Tier-Zerhack-Maschinerie steckt, sondern auch von der lückenlosen Verwaltung dieser „Naturressourcen“ ist Sergei zum Alltag geworden. Zwar entgeht ihm nicht, dass auch Tiere fühlen, dass sie auch Angst riechen und Angst wiehernd zum Ausdruck können, dass sie auch ein sensibles Bewusstsein für Gefahr und Tod haben, aber diese Gewalt, die Sergei jeden Tag hunderten von Tieren unmittelbar zufügt, entspricht doch lediglich dem Naturgesetz, das eben darin besteht, dass in der Natur der Stärkere gewinnt: „Der große Fisch frisst den Kleinen“, denkt Sergei in den Momenten, in denen er unmittelbar das Gefühl verspürt, sich vor seinem Gewissen rechtfertigen zu müssen.

Natur, so denkt Sergei, ist ein grausamer, brutaler Überlebenskampf, der alle Lebewesen gemeinsam gewaltvoll verbindet.

Wären die Menschen nicht stark genug gewesen, hätten sie sich nicht durchsetzen können, so wären sie vermutlich auch, wie die vielen anonymen Tiere, die tagtäglich zwischen die Zähne geraten, in Vergessenheit geraten. Nur der Mensch hat es dank der Technik geschafft, die Natur zu beherrschen und sie ganz seinem Willen zu unterwerfen, so schlussfolgert Sergei beim Anblick der riesenhaften Maschinen mit ihren Sägezähnen, blutverschmierten Rädern, rot blinkenden Lichtern, vor denen er nach wie vor einen großen Respekt hat, gemischt aus den Gefühlen des Ekels und der Faszination, wie sich Tiere durch reinen technischen Fortschritt zu hunderten mühelos abschlachten lassen.

Aber dann, hin und wieder, wenn Sergei unaufmerksam ist, unterläuft ihm ein Fehler. Mal sitzt der bewusstlosmachende Elektroschock nicht richtig, die Tiere haben immer noch Bewusstsein und werden bei lebendigen Leibe in den Ofen geschoben oder im Wasser ertränkt. In solchen Fällen verspürt auch Sergei eine Angst, die ihn mit den Tieren verbindet, denn auch Sergei ist ebenfalls in einer Menschenwelt, in welcher das „Gesetz des Stärkeren“ zählt, nur, dass in dieser Welt manchmal die physisch schwächeren, mehr zu sagen haben als er ... Jeden Tag quält ihn der kalte, kalte, gerechtigkeitsfordernde Blick der Tierschutzbeauftragten Frau Schulze, die zwar kein Mitleid mit Sergei hat, wenn er Fehler macht, dagegen aber höchstes Mitempfinden mit den Tieren, in denen sie Wesen sieht, die mehr sind als bloßes Vieh, sondern Wesen, die dem Menschlichen nicht unähnlich sind. Frau Schulze, die viel kleiner ist als Sergei – in einem nackten Überlebenskampf hätte sie keine Chance – gehört zu den angsteinflößenden Charakteren in der Fleischfabrik, ihr Wort zählt ein Vielfaches mehr, jeder Satz kann ein Treffer sein, eine Maßnahme, eine Warnung, eine Drohung, die mit der Arbeitsentlassung einhergehen könnte. Frau Schulze entgeht nichts, und selbst, wenn sie nicht anwesend ist, lastet ihr Blick auf seinem Rücken, wie das moralische Gesetz, das in jedem Menschen vorhanden ist.

Sergei hat gelegentlich auch mit dem Gedanken gespielt, sich eine andere Arbeit zu suchen. Aber nirgends würde er so gut bezahlt

werden wie hier, eine Arbeit, die Menschen mit hoher Bildung verachten, aber Menschen mit besonders niedriger Bildung oder gar keiner Bildung mit Dank annehmen. Schließlich weiß Sergei, der vor Jahrzehnten der wirtschaftlichen Situation in Weißrussland entflohen war, dass er, der starke, kräftig gebaute Mann, in einer zivilisierten Welt nichts zu melden hat, wenn ihm die Abschlüsse fehlen; in der Nahrungskette der Menschwelt ist Sergei ganz unten und so schlitzt er täglich die Bäuche der Tiere auf, während er von seinem künftigen BMW oder sogar Porsche träumt, ein Auto, welches den Frauen das Gefühl von Sicherheit vermitteln soll, ein Schlitten, mit dem er mit Vollgas über die Autobahn heizen würde...

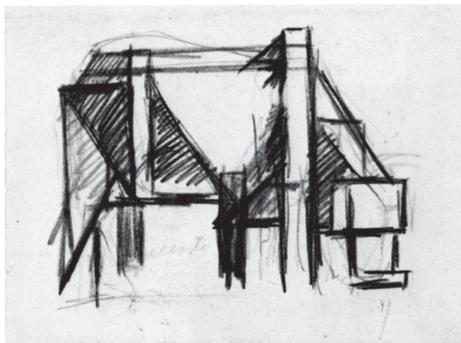
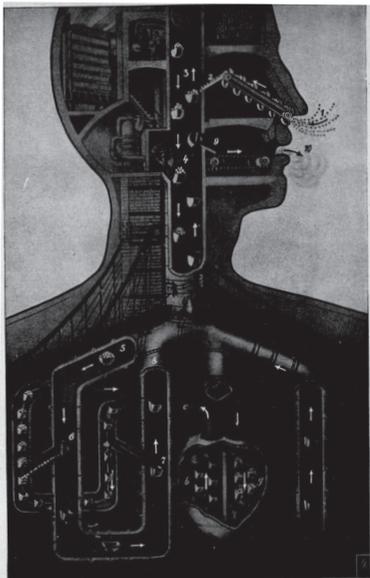
Seine Messerhiebe in den Bauch der Schweine sind mit Aufstieghoffnungen erfüllt, aber monoton, wie sein Blick, der nachts auf den Spielautomaten ruht.

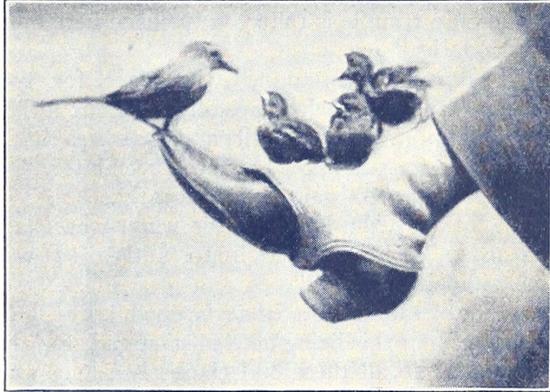
### „Kinder bekommen“

Was in einer „Frau“ vorgeht, wenn sie schwanger wird, wenn sie ein Kind in sich trägt, das die Kontinuität zwischen Leben und Tod weiter führt, wird jenen, die dazu nicht in der Lage sind, immer ein undurchschaubares Rätsel bleiben. Wie es sich wohl anfühlen mag, wenn zwei Menschen einen Körper behausen, wenn mit einem Male die Biologie des Menschen sich als ein Organismus zu offenbaren scheint, in dem ein Programm vorgesehen ist, das wie ein geheimer Plan, den Fortbestand des Genpools oder weiter gedacht der menschlichen Gattung sichert. Biologische Gewalt vermengt sich mit dem Segen des Lebens; der runde Bauch einer schwangeren Frau verleitet zu Reflexionen über das Mysterium des Lebens, das, so weit unser Wissen reicht, nur auf einem einzigen Planeten stattfindet, nämlich auf der Erde.

N. Feldmann geht mit ihrer Nichte Enten füttern und verstößt damit gegen die Verordnungen der Stadt. Ihre Nichte ist gerade mal zwei Jahre alt, noch ein Kleinkind, das gerade lernt, Wörter und Sätze sinnvoll aneinander zu reihen. Vor einem halben Jahr hat sie erst gelernt, einigermaßen stabil zu gehen, jetzt rennt sie bereits selbstbewusst auch größere Strecken, N. Feldmann läuft ihr schützend hinterher.

Die Nichte ist das Ergebnis eines Liebesunfalls zwischen ihrem Bruder und seiner Freundin, die beide etwa vierundzwanzig sind,





also fünf Jahre jünger als N. Feldmann. Obwohl die beiden jungen Eltern anfangs panisch waren („ist das Leben nun vorbei?“), hat sich die kleine Familie nun an die neuen Lebensstrukturen gewöhnt und weiß die neue Lebenskonstellation zu schätzen.

Der Park, in dem sich N. Feldmann und ihre Nichte befinden, ist außerordentlich schön und zieht viele Menschen und Tiere an. Darunter gibt es auch eine recht hohe Anzahl an Müttern (gelegentlich auch mal einen Mann), die mit ihren jungen Kindern fröhlich den Park umkreisen und gelegentlich Kinderwagenkolonnen bilden.

Unweigerlich wird auch sie als eine Mutter wahrgenommen und hin und wieder empfängt sie ein kollegiales Zunicken, so ähnlich, wie wenn HundebesitzerInnen durch den Park laufen und einander grüßen. Das stiftet dann für N. Feldmann hin und wieder recht viel Verwirrung, denn sie kann sich kaum noch vorstellen, Mutter zu werden, überhaupt ist ihr der Gedanke unangenehm, denn er erinnert daran, dass der „Frau“ biologische Schranken gegeben sind, dass es ab irgendeinem Zeitpunkt nicht mehr möglich ist, ein Kind zu gebären. Die Gefahr, dass der Körper das nicht mitmacht, steigt, je älter sie wird. Es ist daher nicht möglich diese Frage beliebig in die Ferne aufzuschieben. N. Feldmann merkt, dass ihr Bruder ihr dahingehend schon voraus ist, auch, wenn er noch nicht die Reife hat, wie sie, aber irgendwie hat sie das Gefühl, von ihrem Bruder bereits überholt worden zu sein. Irgendwie gibt es eine unsichtbare Struktur, die vorgibt, was man im Leben zu diesem und jenem Zeitpunkt geleistet haben muss, was natürlich ist, und was unnatürlich ist. Gehört es nun zur Identität der Frau, ein Kind zu bekommen? Oder welche Identität hat eine Frau, die keine Kinder bekommt?

N. Feldmann findet dieses Gefühl, dass sie hierbei empfindet schrecklich, denn was bedeutet es schon ein „natürliches“ Leben zu führen. Überhaupt ist die Idee einer „Natur der Frau“, wie sie weiß, auch von den Nationalsozialisten stark vereinnahmt worden. Es gibt schließlich keinen Zwang, in einer bestimmten Weise zu leben. Gibt es ein vorgeschriebenes Programm der Natur? Verfolgt die Natur unsichtbar über unsere bewussten Erwägungen hinweg irgendwelche

Ziele? N. Feldmann überlegt, kommt aber dann auf den Gedanken, dass es recht merkwürdig ist, dass die Natur Ziele verfolgt, so ähnlich wie ein Mensch Ziele verfolgt, und überdies verwirrt sie die Vorstellung, dass die Natur Lebewesen aus ihr entlässt, die dann ihrer „Natur“ nicht entsprechen. Das ist genauso merkwürdig wie die Vorstellung, dass Gott Menschen schafft, die sich gegen ihn entscheiden können, bzw. derart gegen die von ihm gegebenen Ordnung verstoßen könne, dass er sie letztlich durch eine „Sintflut“ bereinigen muss.

N. Feldmann, beunruhigt und nachdenklich, hat nun ihre heulende Nichte in den Armen, denn sie ist auf den Boden gestürzt und hat sich die Knie aufgeschürft. Dabei empfindet sie das angenehme Gefühl, ihrer Nichte zu helfen, sich um sie zu sorgen und somit nicht auf sich selbst fixiert zu sein. N. Feldmann reflektiert die psychischen Vorgänge, die in ihr vorgehen, warum es so angenehm ist, sich um das Kind zu sorgen und fragt sich wieder, ob es sich hierbei um einen Mutterinstinkt handelt, oder ob diese Idee eine kulturelle Erfindung ist, die gemacht worden ist, um Frauen auf eine bestimmte Identität hin festzulegen.

Aber vielleicht ist es für sie ja nur gerade jetzt angenehm, ihre Nichte zu trösten, aus Umständen heraus, die völlig kontingent sind, und an anderen Tagen ist es ihr lästig und dann würde es sie nur nerven, sich um ihre Nichte zu kümmern.

N. Feldmann ist hin und her gerissen, sie weiß, dass ihr Denken und Wahrnehmen nicht unabhängig ist von ihren biologischen Veranlagungen, aber gleichzeitig weiß sie auch, dass dies alles gleichzeitig eine soziale Frage ist, in der Machtstrukturen, Erziehung, Sprache und Politik eine große Rolle spielen, eine hoch komplexe Angelegenheit also. So wechselt die Identität „der Frau“ je nach kulturellem Kontext, und in einer pluralistischen Gesellschaft gibt es auch nicht die „Frau“, sondern es gibt unterschiedlichste Typen „Frauen“ – vielleicht ist selbst das Wort Frau ein perfides gesellschaftliches Konstrukt, genauso wie die Natur ... Vielleicht aber ist die Natur einfach sehr vielfältig und erlaubt sehr viele verschiedene Lebensformen.

N. Feldmann geht mit ihrer Nichte, die immer noch nicht aufgehört hat zu weinen, zum Kiosk, denn Kinder können mit Süßigkeiten getröstet werden, denkt sie.

# Ein paar Überlegungen zur Gentechnik

von Anne Kahn

**H**in und wieder schaue ich mir Dokumentationen zum Thema Gentechnik an, um zu sehen was heute so möglich ist. Das mache ich, wie ich gerne zugebe, aus Neugier + Sensationslust + Langeweile + einem latenten Bedürfnis, mich zu tief sinnigen Überlegungen über das Leben anregen zu lassen. Das Thema Gentechnik befriedigt meine diffusen Interessen auf eine ideale Weise; hier geht es spektakulär zu, man wird vom Ekel ergriffen, wird zum Nachdenken angeregt, sehr unterhaltsam, wie ich denke. So schaue ich mir die Bilder und Videosequenzen an und mache mir dazu meine Gedanken, so ähnlich, wie andere Leute sich Gedanken machen, wenn sie spazieren gehen.

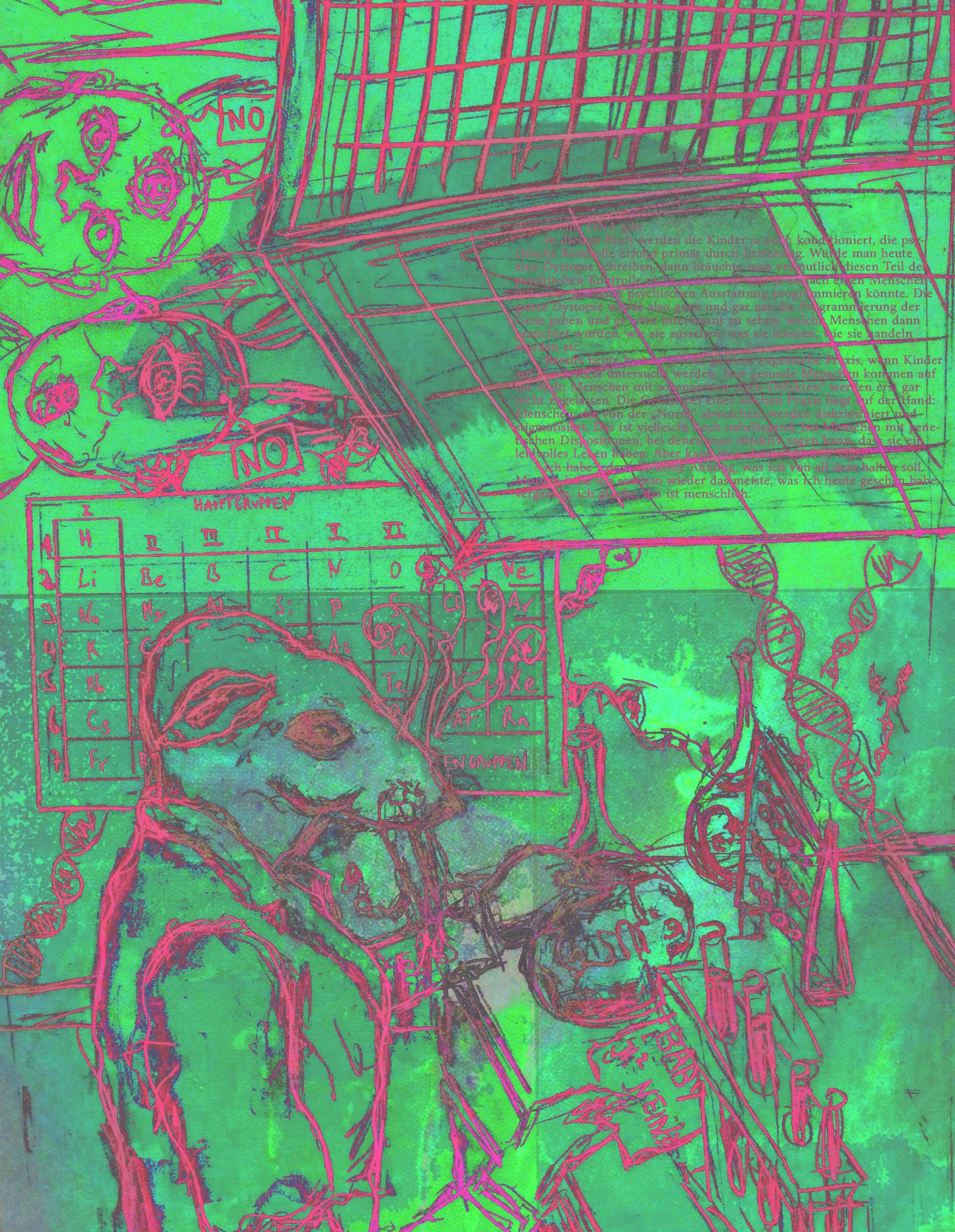
Ich sehe zunächst genmanipulierte Reisfelder und die Gesichter enttäuschter Landwirte, die darüber klagen, dass das genmanipulierte Saatgut nicht das tut, was die Hersteller versprochen haben. Dabei erfahre ich, dass diese Landwirte völlig verzweifelt sind, weil sie sich genötigt fühlen, genmanipuliertes Saatgut zu kaufen, um im Wettbewerb mit anderen Konkurrenten standhalten zu können; allerdings nicht ohne dabei ein Risiko einzugehen, wie ich sehe. Dokumentationen dieser Art entführen uns oft in ärmere Regionen dieser Welt, meistens weit weg von Europa. Sie zeigen auf, dass der Kapitalismus allgegenwärtig ist, und insbesondere dort großen Schaden anrichtet, wo es noch so etwas geben soll wie eine „fremde Kultur“, also an Orten, an denen wir alle gerne Urlaub machen würden. Interviews und Landschaften bekommt man dann zu sehen, gelegentlich aber auch graphische Visualisierungen eines genetischen Codes oder eines technischen Verfahrens. Dann weiß man direkt, dass die Wissenschaft auch ihre Finger im Spiel hat und diese Dokumentation auf der Höhe der Zeit ist. Natürlich gibt es bei so einem Setting auch die Experten mit ihren weißen Kitteln, die kompetent in die Kameras reden. Dann sind wir irgendwann auch schon in einem Labor und sehen das unangenehme Bild von Laborratten, deren Geschwüre aus dem Fell platzen, weil sie auf irgendwelche genmanipulierten Lebensmittel getestet wurden. Solche Bilder sehe ich nicht ohne Ekel, weiß aber, dass der Fortschritt ohne diesen Ekel wohl nicht zu haben wäre. Denn bald sieht man auch schon die Gesichter stolzer Forscher, die der Überzeugung sind, dass genau diese Qualen, die die verseuchten Laborratten zu ertragen hatten, die Qualen unzähliger Menschen erspart haben. So bin auch ich erleichtert, denn ich würde nur ungern so aussehen, wie diese Laborratte und denke an sie, wenn ich Lebensmittel esse, bei denen ich davon ausgehe, dass sie genmanipuliert sind und somit etliche Rattenversuche voraussetzen. Früher hat man Tiere noch geopfert, aus irrationalen Gründen, die keiner nachvollziehen kann. Heute dagegen opfert man Tiere, damit sie den Fortschritt befördern. Das wiederum verstehe ich als moderner Mensch. Der Fortschritt fordert eben seine Tribute, denke ich. Während mir all dies durch den Kopf geht, esse ich gerade einen Döner und will gar nicht wissen, wie das Tier aussah, das mir gerade zwischen die Zähne gerät. Ich muss gestehen, dass ich kein Fachmann auf dem Gebiet der Gentechnik und seiner praktischen Anwendung bin, aber mein gesunder Menschenverstand sagt mir, dass dieses Tier, das ich esse, vermutlich besonders dicke, genmanipulierte Schenkel hat. Heutzutage muss alles spezialisiert sein, denke ich. Wenn ich zum Beispiel Weinflaschenstöpselhändler werden

möchte, dann muss ich auch mein ganzes Leben dem Weinflaschenstöpselgeschäft widmen, angefangen bei den Weinflaschen bis zu den Stöpseln. Ansonsten hat man in dieser Welt keine Chance und das macht mir wiederum Sorgen. Während all dem geht mir das Bild der verseuchten Laborratte nicht aus dem Kopf und stiftet in mir Verwirrung, so dass ich zunächst mal eine Denkpause mache.

Wir leben heute im Zeitalter des Individualismus, denke ich, und das bedeutet, dass jeder Mensch unverwechselbar, einzigartig und unersetzbar ist. So gesehen ist jede Soziologie, die gesellschaftliche Muster aufdeckt, auf verlorenen Posten, eine Wissenschaft ohne festen Gegenstandsbereich, bzw. Zeitverschwendung, es sei denn, sie macht Kapitalismuskritik und rät zur Entspannung. Letzteres finde ich jedenfalls gut und so ich sitze wieder auf einer gemütlichen Couch und schaue mir, um meine Sensationslust zu befriedigen, weitere Dokus an, diesmal über die Präimplantationsdiagnostik: ein weiteres, spannendes Kapitel in der Gentechnik mit Ekeffekt und moralischen Dilemmata. Ich glaube, das ist das Beste, wenn man entspannen kann und gleichzeitig Dinge dazu lernt.

Das erste, was ich zu sehen bekomme sind Embryonen bzw. kleine embryonale Stammzellen. Die Tatsache, dass wir einst so aussahen, also ein winziger kleiner Organismus, aus dem dann allmählich ein Lebewesen mit Bewusstsein, das Ich, hervorging, finde ich nach wie vor seltsam, so wie alles, was mit der Entstehung des Lebens und dem Tod zu tun hat. Ein Embryo hat ein merkwürdiges Aussehen, bei einem Fötus wird es schon unheimlicher, weil es aufgrund der merkwürdigen Schädelform an die Aliengestalten aus Horrorfilmen erinnert: also fremde Wesen, die wir selbst sind. Kaum zu glauben, dass alle Menschen diese Entwicklungsstadien durchlaufen müssen, dass der Weg des Lebens ausgerechnet in diesen Bahnen verläuft und nicht anders. Die Natur macht halt, was sie will, wobei wir der Natur ja keinen Willen unterstellen können, oder doch? Ich stelle mir jetzt ein Universum vor, in dem anonyme Gesetze walten, aber in einem solchen Universum wäre ja alles determiniert. Dabei sind Menschen ja frei, obwohl sie der Natur entsprungen sind. Dann muss die Natur ja auch eine gewisse Freiheit in sich bergen. Dann ist die Natur aber kein anonymes System mehr. Ich bin verwirrt, aber ich bin davon überzeugt, dass Verwirrung ein gutes Zeichen dafür ist, dass man nachgedacht hat, und wenn man jeden Tag ein paar schlaue Gedanken im Kopf hat, dann wird man nicht dumm.

Bei der Präimplantationsdiagnostik geht es nun heiß zur Sache. Erstens werden dabei eine Reihe künstliche Embryonen im Reagenzglas *in vitro* erzeugt, das heißt, die Frau muss weder schwanger werden noch Geschlechtsverkehr haben. Es reicht aus, ihr Eizellen zu entnehmen und diese Eizellen dann im Reagenzglas zu befruchten. In der Regel macht man dann ein paar mehr von den Embryonen zur Sicherheit, falls mal etwas schief geht. Besonders an diesem Verfahren ist, dass es bereits jetzt möglich ist, zwischen mehreren Embryonen zu wählen. Das Embryo verliert somit seine Besonderheit, denn es ist durch jedes andere ersetzbar. Bei dem Präimplantationsverfahren schaut man sich dann die verschiedenen Embryonen an und untersucht sie auf Genkrankheiten oder andere „Gendefekte“. Die gesunden Gene werden am Ende ausgewählt und kommen dann in den Mutterleib.



NO

NO

HAUPTGRUPPEN

	I	II	III	IV	V	VI
1	H					
2	Li	Be	B	C	N	O
3	Na	Mg	Al	Si	P	S
4	K	Ca			As	Se
5	Rb					Te
6	Cs					
7	Fr					

ENGRUPPEN

die eigene DNA gibt.

In diesem Buch werden die Kinder ja noch konditioniert, die psychische Kontrolle erfolgt primär durch Erziehung. Würde man heute eine Dystopie schreiben, dann bräuchte man vermutlich diesen Teil der psychischen Kontrolle nicht mehr, man kann ja auch einen Menschen mit einer gewissen psychischen Ausstattung programmieren könnte. Die ganze Dystopie würde also ganz und gar von die Programmierung der Gene gehen und es wäre interessant zu sehen, welche Menschen dann gezüchtet würden, was sie aussahen, was sie können, wie sie handeln würden etc.

Bereits heute bestimme gewisse eugenische Praxis, wenn Kinder auf bestimmte untersucht werden. Nur gesunde Menschen kommen auf die Welt. Menschen mit sogenannten "Gen Defekten" werden erst gar nicht zugelassen. Die Gefahr bei einer solchen Praxis liegt auf der Hand: Menschen, die von der "Norm" abweichen, werden diskriminiert und stigmatisiert. Das ist vielleicht noch naheliegender bei Menschen mit genetischen Dispositionen, bei denen man objektiv sagen kann, dass sie ein leichteres Leben haben. Aber kann man das nicht auch sagen?

Ich habe einfach keine Ahnung, was ich von all dem halten soll. Müde habe ich heute so wieder das meiste, was ich heute gesehen habe vergessen, ich glaube, das ist menschlich.

BABY  
NEIN

Unweigerlich muss ich nun an Brave New World denken, an diese Dystopie, die mit der Kenntnis heutiger technischer Möglichkeiten noch viel schlimmer sein könnte. Huxley wusste noch nichts von der Gentechnik, als dieses Buch 1932 erschien. Die ersten Erfolge der Gentechnik wurden erst in den 70ern erzielt, und erst in den 50ern fand man heraus, dass es eine DNA gibt.

In diesem Buch werden die Kinder ja noch konditioniert, die psychische Kontrolle erfolgt primär durch Erziehung. Würde man heute eine Dystopie schreiben, dann bräuchte man vermutlich diesen Teil der psychischen Kontrolle nicht mehr, weil man ja einfach einen Menschen mit einer gewissen psychischen Ausstattung programmieren könnte. Die ganze Dystopie würde also ganz und gar um die Programmierung der Gene gehen und es wäre interessant zu sehen, welche Menschen dann gezüchtet würden, wie sie aussehen, was sie können, wie sie handeln würden etc.

Bereits heute besteht ja eine gewisse eugenische Praxis, wenn Kinder auf Gendefekte untersucht werden. Nur gesunde Menschen kommen auf die Welt; Menschen mit sogenannten „Gen-Defekten“ werden erst gar nicht zugelassen. Die Gefahr einer solchen Praxis liegt auf der Hand: Menschen, die von der „Norm“ abweichen, werden diskriminiert und stigmatisiert. Das ist vielleicht noch naheliegend bei Menschen mit genetischen Dispositionen, bei denen man objektiv sagen kann, dass sie ein leidvolles Leben haben würden. Aber kann man das so objektiv sagen?

Ich habe jedenfalls keine Ahnung, was ich von all dem halten soll. Morgen habe ich sowieso wieder das meiste, was ich heute gesehen habe, vergessen, ich glaube, das ist menschlich.



# Vom Denken der Wutbürger

von Martin Hauff

Die „Einheitsfeier“ am 3. Oktober in Dresden war überschattet von Pöbeleien, so titelten die Zeitungen am Tag danach. In der Stadt von Pegida versammelten sich Tausende von pöbelnden Menschen, beleidigten die PolitikerInnen, die auf dem Weg zu den Feierlichkeiten an den Massen vorbeikamen und riefen „Merkel muss weg!“ und „Volksverräter!“. Für diese Menschen hat sich der Begriff des Wutbürgers etabliert. Das Wort „Wutbürger“ schaffte es sogar zum Wort des Jahres 2010; damals noch im Zusammenhang mit Stuttgart 21. Das war vier Jahre bevor Pegida auf die Straße ging. Wut und Aggression bei Demonstrationen und Protestbewegungen ist kein neues Phänomen. Die Menschen aus den untereren Schichten gingen immer schon auf die Straße, wenn das am eigenem Leib erfahrene Leid ihrer konkreten Lebenslage nicht mehr auszuhalten war. Schon Platon stellte daher dem Logos, der Vernunft, und dem Eros, der Begierde, eine dritte psychische Grundstimmung entgegen: Thymos als Mut, Zorn oder Empörung. Und gerade das Konzept des Thymos ist heutzutage für Philosophen, die der AfD nahe stehen, höchst interessant. Bereits 2006 ist Peter Sloterdijk in seiner Studie „Zorn und Zeit“ der Weltgeschichte des Thymos nachgegangen. Sloterdijs Schüler, Marc Jongen, stellt die Idee des Thymos ins Zentrum seiner Philosophie.

Er ist nicht nur Philosophiedozent an der Hochschule für Gestaltung in Karlsruhe, sondern auch der stellvertretende Vorsitzende der AfD Baden-Württemberg. Er gilt als der „Parteiphilosoph“ der „Alternative für Deutschland“. In Zeitungsinterviews diagnostiziert Jongen eine „thymotische Unterversorgung“ der deutschen Gesellschaft. Dies sei deshalb problematisch, weil der Islamismus selbst äußerst thymotisch sei und daraus folge, dass mehr Wut und Zorn die Wehrhaftigkeit einer Gesellschaft gegen den Islamismus steigern könne. Dies wirkt so, als wäre Jongen die Einsicht unbekannt, dass das Bekämpfen von Feuer mit Feuer den Brand nur noch mehr anheizt. Jedenfalls wäre es nach Jongen der Verdienst der AfD, die fehlende „Thymos-Spannung“ in der Gesellschaft zu heben. Jongen geht sogar so weit, dass er die AfD in Frontstellung zu den „Logos-zentrierten Altparteien“ bringt, letztlich damit aber nur Veränderungen in der Parteienlandschaft metaphysisch überhöht. Dies alles wirkt ein wenig grenzwertig. Verteidigt da wirklich ein Akademiker den pöbelnden und emotional erregten Mob, der mit diffusen Meinungen auf die Straße geht, und jede Kritik an dieser als Angriff auf die Meinungsfreiheit abwiegelt? Andere Philosophen aus der Vergangenheit hielten lieber Distanz zu Protestbewegungen. So hat bekanntlich Adorno mit den rebellierenden Studenten von 1968 stets gehadert und das Institut für Sozialforschung von der Polizei räumen lassen, nachdem die das Institut besetzenden Studenten nach mehrfacher Aufforderung nicht gehen wollten. Was Adorno abstieß war der Aktivismus der Studenten, der zur autoritären Strukturierung studentischer Organisationen führte, und die irri- ge Vorstellung



von einer bevorstehenden Revolution. Berühmt ist Adorno für sein Wort: „Wer denkt, ist in aller Kritik nicht wütend: Denken hat die Wut sublimiert.“ Kritik ist bei Adorno eng verbunden mit Reflexion, mit intellektueller Auseinandersetzung mit dem zu kritisierenden Sachverhalt. Dafür braucht man erst mal Ruhe; und Theorie. Denn was bringt es, etwas übereilt zu tun, nur um hinterher festzustellen, dass man dabei Fehler gemacht hat, die man durch gründlichere Überlegung und Planung hätte vermeiden können? Das Problem an der heutigen kapitalistischen Welt ist, dass sie so dermaßen komplex und unübersichtlich ist, dass eine Analyse sozialer Phänomene sehr langwierig sein kann. Außerdem sind, und das betont Adorno, Wirtschaft und Verwaltung zu anonymen Mechanismen geworden. Auf wen sollte man denn wütend sein, wenn Probleme entstehen? Der

Verwaltungsbeamte und der Manager tun auch nur ihren Job. Der Wut fehlt der Adressat. Jedoch richtet sich Wut stets auf Menschen. Sie personalisiert die Empörung. Daher klaffen die emotionalen Reaktionen aufgebracht Menschen und die soziale Realität weit auseinander.

Adornos Analyse ähnelt der Perspektive, die der einflussreiche Soziologe

Niklas Luhmann einnimmt. Eine funktional differenzierte Gesellschaft funktioniert über Kommunikation, die ihrer eigenen Logik folgt und sich selbst erregen kann, indem sie sich von ihrer Umwelt abkoppelt. Interessanterweise hat Luhmann aus diesen Überlegungen heraus eine Soziologie der Protestbewegungen konzipiert. Das politische System beispielsweise ist sehr komplex und politisches Handeln ist nicht einfach. Jedoch sind in der Bevölkerung falsche Erwartungen über das Funktionieren der Politik verbreitet. Viele denken, dass die Wahlversprechen der PolitikerInnen von diesen leicht umgesetzt werden könnten. Da man u.a. in Regierungskoalitionen Kompromisse machen muss, ist dies gar nicht so einfach. So werden die hohen Erwartungen schnell enttäuscht. Ergebnis ist Politikverdrossenheit oder Empörung über „unfähige oder korrupte“ Politiker. Dieser Protest verselbstständigt sich nach Luhmann in Protestbewegungen, weil diese ebenfalls sich selbst erhaltende, ihre Umwelt konstruierende, Systeme sind. In einer Schleife der alarmierenden Kommunikation übertreffen sich die verschiedenen Diagnosen wechselseitig und steigern sich bis zu Verschwörungstheorien oder der Angst vorm Untergang des Abendlandes. Auch typisch für alarmistische Kommunikation ist der Gebrauch von Moral, besser gesagt der Unterscheidung zwischen Achtung und Missachtung. Nur die eigenen Leute der Protestbewegung sind gut, alle anderen haben „es nicht verstanden“ oder sind böswillig. Luhmann empfiehlt der Ethik, auch vor Moral zu warnen, denn sie schafft eher Konflikte als Harmonie. Daher fordert Luhmann: Mehr Theorie, statt Moral.

Wenn man Protestbewegungen in der Art und Weise kühl und funktionalistisch analysiert, verfällt man leicht dem Zynismus. Man beobachtet nur und versteht nicht mehr die – vielleicht auch berechtigten – Gründe für den Protest. Genau diese Solidarität mit den Bedrängten und Zugerichteten, der Empörung über reales Leid und die Hoffnung auf objektives Glück wollte Adorno, bei aller Theorie und Analyse des Verblendungszusammenhangs, nicht aufgeben. So weist auch Peter Sloterdijk in seiner „Kritik der zynischen Vernunft“ auf die Gefahren von einer zu

großen Distanzierung zur Lebenswelt hin. Aufgrund seiner Kritik am Zynismus kommt er zu einer Überbetonung der Empörung und der Wut. Seine Thymos-Philosophie fällt ins Gegenteil und ist daher genauso gefährlich. Um die realen Probleme in der Welt verstehen zu können, bedarf es einer nicht-unterkomplexen Analyse bei gleichzeitiger Beachtung lebensweltlicher Leiderfahrungen. Eine Kritische Theorie müsste versuchen, die Ambivalenz zwischen diesen beiden Polen auszuhalten.

Werbung in eigener Sache

## **Ringvorlesung: Architektur und Ideologie**

Die Ringvorlesung stellt sich dem Thema:  
„Architektur und Ideologie“:

Mit einer Veranstaltungsreihe sollen einige Aspekte einer materialistischen Kritik von Architektur und Stadt im Sinne der Kritischen Theorie aufgegriffen werden, um dabei sowohl das allgemeine Verhältnis von bürgerlichem Subjekt und urbanem Raum, wie auch die historische Entwicklung der modernen Stadt, von der französischen Revolutionsarchitektur bis hin zu etwa den Bauten des Realsozialismus und der „Selbstzerstörung des städtischen Milieus“ (Guy Debord) zu beleuchten. Dies steht im Zeichen einer kritischen Auseinandersetzung mit der Lebensrealität der Moderne, in der neben der unmittelbaren Zurichtung durch Staat und Ökonomie sicher auch die Ausgestaltung von Stadt und Wohnraum ihren Anteil an der alltäglichen Langeweile und der zunehmenden Proletarisierung hat. Um dem nun nicht nur die Forderung nach einer „Stadt für Alle“ oder Versatzstücke aus Adornos berüchtigtem Aphorismus über die Unmöglichkeit des richtigen Wohnens entgegenzusetzen, soll sich deshalb in einigen Vorträgen genauer befasst werden mit den Zusammenhängen von Affektbesetzung und Architektur, von urbaner Umwelt und Warenproduktion.

Befasst werden soll sich dabei zunächst mit dem Verhältnis von Kritischer Theorie und Architektur, d.h. eine Art „Kritische Theorie der Stadt“ entworfen werden. Nach einer Auseinandersetzung mit dem Niederschlag von russischer Revolution und Realsozialismus in der Architektur wird die Reihe abgeschlossen mit einem Versuch zur „Kritischen Theorie des Ornaments“.

Wir freuen uns sehr über euer Kommen!

**Alle weiteren Informationen werdet Ihr in Kürze durch Plakate, Facebook, Flyer und auf der Website des AStAs erhalten.**



Zeichnung: Andi Reck

# HG Nachhaltigkeit

von [www.hg-nachhaltigkeit.de](http://www.hg-nachhaltigkeit.de)

**D**as spannungsreiche Verhältnis von Kultur und Natur macht auch vor dem Campus nicht halt. Um den Problemen, die die Institution Universität hinsichtlich der Umwelt mitverursacht etwas entgegenzuhalten, hat sich an der TU Darmstadt im Jahr 2010 die Hochschulgruppe Nachhaltigkeit gegründet. In ihr kommen engagierte Studenten aus unterschiedlichen Fachbereichen zusammen, um aufzuklären, zu sensibilisieren und praktische Lösungen für eine ökologisch nachhaltigere Hochschule anzubieten.

Der Universität als Ort wissenschaftlicher Forschung verdanken wir viele technische Fortschritte und Errungenschaften, die unser Leben leichter machen und verbessern, eventuell zu seinem Gelingen beitragen, gleichzeitig ist die Universität auch der Ort an dem über die das Wechselspiel von gesellschaftlicher Praxis und Produktion kritisch reflektiert werden sollte. Das dies nicht immer der Fall ist sieht man nur zu oft. Dieser Zwiespalt des Erforschens von Ressourcengrenzen und Umweltzerstörung einerseits sowie der Entwicklung des Sinnlosen und Wideren unter dem Label des Fortschritts, beides Operationen, die in der gleichen Institution stattfinden, war für einige Studenten der TU Darmstadt Anlass eine Gruppe zu gründen, die dies kritisch hinterfragt und gleichzeitig Alternativen gelebter Praxis aufzeigt – Die HG Nachhaltigkeit.

Aus dieser freundschaftlichen Verbindung ging eine Gruppe von nun ca. 20 Personen hervor, die die Fachbereichsbreite der TU weitestgehend abdeckt. Der Anteil der Technikwissenschaftler überwiegt, doch vereinzelt tauchen auch Sozialwissenschaftler und Pädagogen auf. Zu den aktuellen Projekten der HG zählen das Tomatenhaus am Osthang, hier wurde eine Überdachung gezimmert und gleichzeitig auf der Rückseite der Mathildenhöhe gemeinsam gegärtnert, sowie die Planung und Organisation von Vorträgen, beispielsweise über die Kritik am Paradigma des Wirtschaftswachstums, und Filmen, die u.a. in Kooperation mit dem Filmkreis gezeigt werden (Im Januar: Tomorrow – Die Welt ist voller Lösungen)

Darüber hinaus, um wirklich nachhaltig in die Stadt hinein zu wirken arbeitet man gemeinsam mit anderen sozialen und Umweltgruppen in Darmstadt. Viele Gruppen arbeiten nebeneinander her und wissen teilweise nicht von Anderen mit ähnlichen Ambitionen. Deshalb soll jetzt in einem gemeinsamen Vernetzungsprojekt sichtbar gemacht werden, was für Initiativen im Bereich Nachhaltigkeit bestehen um Synergieeffekte herzustellen und gute Anlaufstellen zu kartieren.

In der Vergangenheit trug das Engagement der HG Nachhaltigkeit auch dazu bei, heute sehr beliebte Einrichtungen wie die studentische Fahrradwerkstatt des AStA ZWANZIG° oder den Foodsharing Lebensmittelverteiler im offenen Raum des AStA ins Leben zu rufen.

Diese Projekte wurden in einem basisdemokratischen Arbeitszusammenhang hervorgebracht. Die Treffen finden für gewöhnlich viermal im Monat statt, offene Plena für alle wechseln sich mit Arbeitsgruppentreffen, in denen sich auf einzelne Projekte spezialisiert wird, um so effektiver arbeiten können, ab. Ein monatlicher Stammtisch darf bei alledem auch nicht fehlen. Darüber hinaus fanden in der Vergangenheit auch Exkursionen oder Fahrten zu Demonstrationen wie der jährlichen „Wir haben es satt!“-Demo in Berlin und Arbeitswochenenden, wie die Synagieren-Camps statt, bei denen in oft praktischen Workshops Ansätze wie Urban Gardening thematisiert und umgesetzt werden. Was der eigenen Weiterbildung, Vertiefung von Studieninhalten oder der Unterstützung anderer Initiativen dient bringt auch eine freundschaftliche und angenehm-konstruktive Atmosphäre in die Gruppe.

Die HG möchte interessierten Studenten einen Anlaufpunkt in Sachen Nachhaltigkeit und Klimaschutz geben und sich gleichzeitig kritisch mit den Entwicklungen in Stadt, Hochschule und Studentenwerk auseinandersetzen und ist deshalb stets für neue Interessenten sowie Feedback offen. Zwar gibt es schon einige vernünftige Ansätze, wie die Vergrößerung eines klimaschonenden, weil veganen Mensaangebots, doch einiges liegt noch im Argen. In vielen Bereichen wird Verschwendung geduldet, solange die Kosten nicht im Weg stehen. Einige Forschungstendenzen sollten wohl grundsätzlich auf ihre Sinnhaftigkeit fernab von Shareholder Value und Effizienzsteigerung des Sinnlosen hin geprüft werden.

Auch gilt es die Studenten als Gestalter zukünftiger Entwicklung stärker in den Diskurs einzubinden und aus der Apathie gegenüber der nichtmenschlichen Umwelt und ihrer Zurichtung im neoliberalen Wirtschafts- und Verwertungsmodus auszubrechen. Manchmal fehlt für jene Sensibilisierung nur eine wohlwollende Intervention oder Kritik als Stein des Anstoßes zur Selbstreflexion – die HG Nachhaltigkeit kann dazu beitragen.

[www.hg-nachhaltigkeit.de](http://www.hg-nachhaltigkeit.de)



## ***Paradiesrauschen***

*Ich war einmal ein kleiner Bach,  
ich floss vor mich hin, in Kurvenbahnen,  
sodass den Fischen schwindelig wurde.  
Gedankenversunken, in der Pracht  
meiner Harmonie.*

*Doch dann kam der Wasserfall,  
die Fische schwammen noch in Zickzackbahnen  
lustig, waren sie, wie bekifft,  
doch dann kam der Abgrund,  
und mit ihm der freie Fall.*



*Da bekamen die Fische Angst,  
denn zurecht: Unten sind die Felsen,  
doch für die Wende war es zu spät.  
So fielen manche zappelnd,  
in den Felsentod.*

*Ich bin ein kleiner Bach,  
ich liebe den Abgrund,  
ich liebe den Sturz in die Tiefe,  
dafür lieben mich die Menschen.  
Die sagen:  
Oh, ein schöner Anblick.*

## ***Das verlorene Mittelalter***



*Früher war alles anders, da lebten die Menschen in einer Einheit mit dem Kosmos,  
Als es noch Zauberer, Hexen, Ritter und ehrliche Pferdequäler gab,  
und keine Smartphones,  
Diese Zeit nennen wir Mittelalter, da lebten sie in einer Einheit mit dem Kosmos.*

*Eine perfekte Einheit, kreisrund, strahlte die Sonne in die Ruhe des Tages hinein.  
Ich liebe das Mittelalter, da gab es keine moderne Technik, sondern natürliche Technik.  
Die moderne Technik macht die perfekte Einheit kaputt.  
Die natürliche Technik stellt die perfekte Einheit wieder her.  
Dass die Welt wieder dem Kreislauf des Lebens entspricht,  
Leben und Tod.*

*Aber das Mittelalter, das ist lange her. Und die Zeit davor war wahrscheinlich noch besser.  
Zum Glück gibt es viele Serien, die uns an die gemeinsame Zeit erinnern,  
Elfen und Orcs reichten sich damals freundschaftlich die Hand.*

*Die sind leider ausgestorben, wie die Mammuts. Schuld ist die Industrie:*

*Industrie 1.0  
Industrie 2.0  
Industrie 3.0  
Industrie 4.0*



der Donaumonarchie und dem Fortschrittsdrang einer prosperierenden Großstadt entsprechend großzügig angelegt wurde, wirkten die ca. 600 Teilnehmer oft winzig und verloren.

Die Konferenz fand zum ersten mal in einem Staat des ehemaligen RGW statt. Dementsprechend war mit einer Infrastruktur, wie sie in westeuropäischen Staaten mit Zivilgesellschaften mit langer Erfahrung in Ökologie- und sozialer Bewegung haben, nicht zu rechnen. Das Downsizing war von den Organisatoren zwar beabsichtigt, um die Veranstaltung übersichtlicher zu gestalten und um mehr Vernetzungsmöglichkeiten für die Anwesenden zu schaffen, bedeutete aber auch weniger Infostände von Stiftungen, Vereinen und Verlagen sowie weniger Ressourcen für Werbung. Die geringere

Unterstützung trug vermutlich auch zur Verdopplung der Teilnahmebeträge bei, was nicht zuletzt auch Interessierte abgeschreckt haben könnte.

Der Schwerpunkt der knapp 90 Veranstaltungen lag bei volkswirtschaftlichen Problemen sowie Fragen nach der Einbringung von Postwachstumsstrategien in die sozialen Bewegungen hauptsächlich Mittelosteuropas, sowie des krisengebeutelten europäischen Südens. Jeder der drei Haupttage hatte deshalb auch eines der Oberthemen „challenges“, „strategies“ und „alliances“. Während viele interessante Perspektiven von der Basis und damit von kaum bekannten Gruppen kamen, gleichwohl die Vortragsqualität teilweise sogar hinter dem Stand eines Proseminars blieb und somit auch die Idee des Zusammenbringens von Akademie und sozialer Bewegung gelingen konnte, kamen einige relevante Facetten zu kurz. Es gab nur sehr wenige Vorträge, die auf die politiktheoretische oder philosophische Seite des sehr voraussetzungsreichen Wachstumsbegriffs eingegangen sind. Bei der Vorgängertagung wurden Grundsatzfragen noch ein zentraler Wert beigemessen, da es, wie die Autoren dieses Textes auch meinen, absolut nicht uneindeutig ist, was unter Degrowth zu verstehen sei, während nun ein unausgesprochener, diffuser aber implizierter Konsens über den Inhalt der „Bewegung“ herrschte. Einbettungen, wie die des Feminismus oder der Flüchtlingsbewegung in die Postwachstumstheorie schienen selbstverständlich und die Bedingungen für Allianzen schienen hier verheißungsvoll. Aus der Innensicht jener, deren täglich Brot Degrowth ist, scheint dies vielleicht naheliegend, für taktische Bündnisse oder die Verständigung mit einer wohlwollenden Außenwelt erscheint dies jedoch nicht immer vorteilhaft. Die Vermeidung, sich programmatisch festlegen zu wollen, bringt zwar die Flexibilität eines losen, pluralen und dynamischen Zusammenschlusses von Wachstumskritikern zum Ausdruck, birgt jedoch Risiken und Missverständnisse.

Problematisch erschien auch, dass inhaltliche Lücken mit fragwürdigen Angeboten wie Mandala-Malen als Degrowth-Meditation und Kommunikationsworkshops substituiert wurden. Wohlfühlen wurde groß geschrieben. Die meisten Teilnehmer machten den Eindruck, dass sie offen, überzeugbar und bereit für Denkbewegungen sind. In vielen Panels wurde dies jedoch nicht antizipiert, da einerseits die Zusammenstellung der Podiengäste wenig Spannung in sich trug (drei nordamerikanische Keynesianisten treffen auf einander...), sich Konsens allzu schnell einstellte und Kontroversen vermutlich privat auf den Fluren ausgetragen wurden. Hier hätte etwas Spannung gut getan. Materialistische Korrekture, die in Budapest oft gescholtenen Marxismen, hätten die teils diffus poststrukturalistischen Implikationen, wie beispielsweise die allorts vernehmbare Forderung nach der „Dekolonisation des Imaginären“ kontrastieren können.

Ziel der VeranstalterInnen war es auch, die Konferenz in die Stadt hinein wirken zu lassen. Dieses lobenswerte Vorhaben sollte einerseits durch die Kooperation mit hippen oder alternativen selbstverwalteten Subkulturorten, in die



Zeichung von Andi Reck

Teile des Programms übertragen wurden und als Orte der Nach-Konferenz-Parties, die definitiv nicht zu knapp kamen, ausgewählt wurden – andererseits wurden die Nachmittagsveranstaltungen für das städtische Publikum geöffnet. Diese schöne Geste, den arbeitenden Menschen eine Teilnahme zu ermöglichen, brachte jedoch nicht die erhoffte Resonanz. Große Mengen suchte man vergebens, nur wenige ungarische Studenten und Rentner fanden den Weg zur Konferenz, obwohl die VeranstalterInnen bei den großen Abendpanels für eine Simultanübersetzung sorgten. Auch in Gesprächen mit jungen Menschen in Budapest zeigte sich, dass die Öffentlichkeitswirkung der Veranstaltung nicht sehr groß war, sie beschränkte sich auf die leider sehr kleine Gruppe bereits „umweltbewegter“ Menschen. Dadurch ergab sich der Eindruck, dass sich das Wachstumsparadigma gepaart mit einer etwas naiven Fortschrittshoffnung in Mitteleuropa stärker hält als im Westen. Dennoch kann die Berichterstattung in den ungarischen Medien als Erfolg betrachtet werden, da so ein wenig beachtetes Thema Aufmerksamkeit erhielt.

### **c. Kritik an Degrowth**

Abschließend möchten wir „Degrowth“ an einigen Punkten kritisieren. Wir verstehen dies als konstruktive Kritik, da wir die Veranstaltung grundsätzlich für richtig halten.

Inhaltlich deckt Degrowth sehr viele Bereiche ab, von der Volkswirtschaft als Ganzes, bis hin zu den Geschlechterverhältnissen und der Alltagskultur. Da alles zum Gegenstand wird, fehlt teilweise die Präzision und die Bezugnahme wird inflationär.

Einige sehr voraussetzungsreiche Begriffe werden nicht ausreichend reflektiert („Was ist Wachstum?“), so dass Missverständnisse an der Tagesordnung sind. Daneben gibt es sehr viele subtile Strukturannahmen; wie z.B. der „Kapitalismus“ gedeutet wird, bleibt sehr unklar, genauso wie die internen Vorgänge des Kapitalismus, die Degrowth notwendig machen sollen. Wachstum wird eher zu einer Metapher, die darauf abzielt, dass es im Kapitalismus immer wachsen müsse, dass alles schneller wird und dass man weniger Zeit für das Leben hat. In diesem Kontext des Unbestimmten existiert auch die Gefahr zur reinen Lebensphilosophie oder zu einem privaten, moralisierenden Lebensstil zu verkommen, dessen Übersetzung in eine politische Praxis angesichts diverser Unbestimmtheit scheitern müsste.

Problematisch erscheint in diesem Zusammenhang, dass Degrowth als loser Zusammenhang von Ideen und Forderungen zur Wachstumsreduzierung betrachtet wird. Es hat keine Verbindlichkeit, die sich in konkreten Forderungen und Agenden oder einem Manifest der Bewegung niederschlägt.

Einerseits hilft dies, die Dynamik aufrecht zu erhalten und für interessierte Gruppen offen zu bleiben, andererseits dient dieser Umstand dazu, dass es Gegnern von Degrowth leichter gemacht wird, mit Verleumdungen oder unwahren Aussagen die Idee in Misskredit zu bringen.

Einige der inhaltlichen Kritiken, wie die mangelnde begriffliche Bestimmtheit, hängen auch mit der Trägerschaft von Degrowth zusammen. Da kritisches Denken auch im Blick auf die gesellschaftlichen Naturverhältnisse und die Wirtschaft sehr voraussetzungsreich ist, wird es teilweise schwierig, den richtigen Weg zwischen „verkopften“ oder „intellektualisiert-abstrakten“ Forderungen auf der einen Seite und dem konkreten Bedürfnis nach Veränderung auf der Seite der Praktiker aus den sozialen- und Umweltbewegungen zu finden.

Fazit: Die fünfte Degrowth-Konferenz bleibt ein Zwischenschritt, keine Zäsur. Für den gesamten Diskurs gab es kaum neue Wegmarken, vielmehr war eine interne Verständigung über den wissenschaftlichen Status Quo und forschungsinterne Trends unter Vermeidung von Dissens. Es bleibt zu hoffen, dass hier Impulse für Mitteleuropa gesetzt werden konnten, für einen global größeren Einfluss fehlte jedoch eine einheitlich kommunizierbare Vorstellung von Degrowth.

# Über Sinn und Zweck der Anwesenheitspflicht

von Steffen Andrae

Dem Phänomen der Anwesenheitsliste im akademischen Lehrbetrieb kann in seiner inneren Struktur nur beikommen, wer es in übergreifenden begrifflichen und sachlichen Ordnungen lokalisiert und aus diesen seine Spezifik bestimmt. Hintergründigen Kontexten keine Rechnung zu tragen, würde die angemessene Erkenntnis des anvisierten Phänomens a priori vereiteln, bezieht dieses von jenen doch erst seinen Sinn. Auch die kurzsichtige Insistenz auf alltäglichen Meinungen kann in einer polarisierenden Diskussion wie dieser kaum zielführend sein, droht durch sie doch der Atavismus in die starre Position. Konträr dazu steht die Aufgabe einer philosophischen Reflexion: „nicht einen Standpunkt einzunehmen, sondern die Standpunkte zu liquidieren.“<sup>1</sup> Differenziert und produktiv über das Sujet der Anwesenheitsliste nachdenken, kann also nur, wer sich weder einfachen und vermeintlich kohärenten Positionen überlässt, noch diese auseinandersetzunglos übergeht. Diejenigen Fragen, mit denen ich mich im folgenden beschäftigen möchte, können in etwa wie folgt zusammengefasst werden: Wie verhalten sich Anwesenheitsliste und Anwesenheitspflicht zueinander? Was hat es eigentlich mit dem vorgängigen und vieldeutigen Begriff der Anwesenheit auf sich? Auf welche Zwecke zielen Listen und Pflichten als Mittel und inwiefern lassen sich jene durch diese realisieren? Vor welchem bildungstheoretischen Hintergrund kommt es überhaupt zu einer solchen Zwecksetzung? Und zuletzt: Gibt es gangbare Alternativen zu den bestehenden Positionen und Vorschlägen?

Eine Anwesenheitsliste ist zunächst nichts weiter als ein papierförmiges Dokument, das zur Kontrolle des regelmäßigen Besuchs der an universitären Veranstaltungen (Seminaren, Vorlesungen) teilnehmenden Studierenden eingesetzt wird. Dieses Schriftstück stellt lediglich das gegenständliche Mittel zur Durchsetzung der Anwesenheitspflicht dar. Ob Studierende ihrer Pflicht zur Anwesenheit durch ausreichende aktive Teilnahmehäufigkeit nachgekommen sind und einen schriftlichen Nachweis über diese („Teilnahmeschein“) erwerben können, hängt also im Wesentlichen von ihrer Eintragung auf diesem Dokument ab. Es gibt hinsichtlich der praktisch-technischen Kontrolle der Anwesenheitspflicht qua Anwesenheitsliste verschiedenartige Modus Operandi: Einige Dozierende führen überhaupt keine Anwesenheitslisten, andere führen sie selbständig, wieder andere überlassen es den Studierenden, sich für die jeweilige Sitzung einzutragen; manche Anwesenheitslisten werden zu jedem Termin herumgereicht, andere tauchen nur selektiv auf, während wieder andere nach einigen Sitzungen konstanter Anwesenheit dann unmerklich verschwinden (i.e. nicht mehr anwesend sind); manche Listen gestatten es, sich auch noch nach schon stattgefundenen Sitzungen für diese einzutragen, andere nicht.<sup>2</sup> Nicht nur existiert eine Pluralität von Umgangs- und Praxisformen im Hinblick auf Anwesenheitslisten, es besteht auch eine Mehrzahl von Bedeutungsdimensionen des Begriffs Anwesenheit. Der Duden definiert ihn als Zugesensein oder Vorhandensein.<sup>3</sup> Beide Synonyme bezeichnen ebenso wie der eigentliche Begriff einen rein formalen Sachverhalt, nämlich dass eine Entität in einem bestimmten raum-zeitlichen Kontext da ist. Im Alltagsverständnis treffen wir häufig auf die Unterscheidung zwischen physischer und mentaler Anwesenheit, die sich z.B. in

der Frage „Bist du/Sind Sie anwesend?“ äußert, die wir stellen, wenn wir das Gefühl haben, die betreffende Person sei unaufmerksam oder abgelenkt. Wir fragen aber z.B. auch danach, ob bestimmte Menschen zu diesem oder jenem Ereignis anwesend seien und beziehen uns damit im wesentlichen auf ihre physische Anwesenheit, wobei wir in der Regel annehmen, dass die gemeinte Person dann auch „als Ganze“ zugegen sei, das heißt sowohl physisch als auch mental. Aus all dem folgt zunächst nichts weiter, als dass Anwesenheit weder einen selbsterklärlichen Begriff oder Sachverhalt anzeigt, noch dass von physischer auf geistige Anwesenheit geschlossen werden kann.

Was meint Anwesenheit nun im Kontext der Anwesenheitspflicht? Folgen wir dem oben erwähnten Schema, würde die niedrigschwelligste Bedeutung und Erfüllung der Anwesenheitspflicht in der Tatsache bestehen, dass Dozierende und Studierende sich zeitgleich in ein und demselben Raum befinden. Damit hätten die Studierenden, freilich in einem sehr allgemeinen Sinne, ihre Pflicht anwesend zu sein, erfüllt. Dieser formale Tatbestand mag zwar unterbestimmt oder merkwürdig erscheinen, nichtsdestotrotz stellt er die erste und grundlegendste Bedingung der Möglichkeit eines Seminars dar: das gemeinsame Da-Sein von Lehrenden und Studierenden. Seminare ohne Teilnehmende sind schlichtweg nicht möglich. An diesem Beispiel wird zweierlei ersichtlich: erstens, dass der Figuration eines Seminars nur durch diese Form von Anwesenheit potentielle Funktionalität zukommt, und zweitens, dass unsere Vorstellung eines Seminars andere Formen von Anwesenheit implizieren muss, die einen stärker inhaltlichen Charakter aufweisen. Die formale Bedingung der Anwesenheit als physische Anwesenheit ist zwar notwendig, aber nicht hinreichend. Dementsprechend scheint die Setzung der Anwesenheit in Seminaren auf etwas von bloßer Physis wesentlich Verschiedenes abzielen, nämlich auf *Nous* (altgr. für „Geist“, „Intellekt“, „Verstand“ oder „Vernunft“), d.h. die Fähigkeit, etwas durch Denken und Erkennen geistig zu erfassen. Dass die Umsetzung dieses geistigen Ziels durch das Medium einer auf physische Präsenz abzielenden Anwesenheitspflicht aufgrund ihrer verschiedenen Ausrichtung per definitionem nicht gewährleistet werden kann, ist evident. Die parallele körperliche Gegenwärtigkeit stellt zwar die transzendente Grundlage für eine raum-zeitlich synchrone geistige Bearbeitung von Themen dar, kann diese aber nicht garantieren.

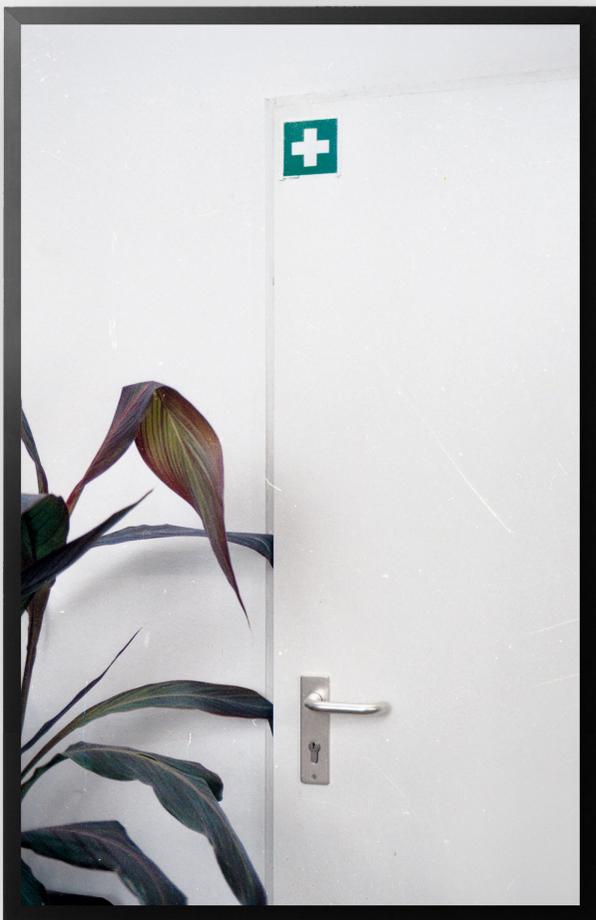
Betrachten wir in diesem Zusammenhang die Positionen von Uwe Wagschal und Wilhelm Pfähler, die zur Frage „Braucht man an der Uni eine Anwesenheitspflicht?“ in der ZEIT geäußert wurden. Sie eignen sich m.E. nicht nur hervorragend zur exemplarischen Illustration in dieser Debatte weit verbreiteter Standpunkte, sondern auch zur Rekonstruktion und Diskussion deren kategorialer Vorverständnisse. Wagschal geht zur Stützung seines Arguments für die Anwesenheitspflicht zunächst davon aus, dass die Annahme, komplexer Wissensstoff könne selbständig erlernt werden, eine Fiktion sei. Da eine Aneignung von Fachkenntnissen folglich nur durch den studentischen Besuch von Seminaren bzw. Vorlesungen gewährleistet werden könne, sei die Anwesenheitspflicht unabdingbar.<sup>4</sup> Wagschal differenziert allerdings nicht zwischen den verschiedenen Formen von Anwesenheit und muss insofern davon ausgehen, dass entweder die eine unmittelbar zur anderen führe oder aber beide dasselbe

seien. Abgesehen davon wäre sein Argument mit dem Nachweis der Möglichkeit eines selbständigen Erarbeitens von relevantem Stoff entkräftet. Wagschal führt noch ein weiteres Argument an, mit dem er das erstgenannte Bildungsziel um eine intersubjektive Dimension erweitert: „Zum anderen leben Geistes- und Sozialwissenschaften von der Debatte und dem Diskurs. (...) Deshalb muss man sie üben, und das geht nur, indem man in Seminaren und bei Übungen präsent ist.“<sup>5</sup> Vorausgesetzt es wäre faktisch und prinzipiell für alle Studierenden möglich, ihre Diskussionskompetenzen innerhalb von Veranstaltungen zu schulen und zu erweitern, scheint Wagschals Argument stichhaltig. Das Diskutieren kann nicht „im stillen Kämmerchen“ geübt werden, sondern nur innerhalb eines intersubjektiven Kommunikationsrahmens. Das Argument ließe sich indes damit entkräften, dass gezeigt würde, dass das Debattieren auch abseits von Seminaren und Übungen, z.B. im Rahmen von Workshops oder in Lesekreisen, nutzbringend geübt werden kann. Gegen die Anwesenheitspflicht bzw. für die studentische Entscheidungsfreiheit optiert nun Wagschals Opponent Wilhelm Pfähler. Dieser betont, dass Studierende aufgrund ihrer Hochschulreife über ein gewisses „geistige(s) und handwerkliche(s) Rüstzeug“ verfügten, das sie dazu befähige, selbst-

ständig über die Art und

Weise der Prüfungsvorbereitung und die Nutzung von Lehrangeboten zu entscheiden.<sup>6</sup> Auch Pfählers Argument steht und fällt jedoch mit der Stichhaltigkeit seiner empirischen Prämissen. Wenn nämlich Studierende realiter nicht in der Lage wären so autonom zu handeln und zu urteilen, wie Pfähler unterstellt, würde sein Argument obsolet. Ich werde später wieder auf dieses Problem zurückkommen.

Wichtiger als die Nachweisbarkeit der empirischen Evidenz der von den Autoren vorgebrachten Argumente scheint mir zunächst die begriffliche Reflexion ihrer Begründungszusammenhänge. Es ist auffällig, dass sich ihre Meinungen sowohl hinsichtlich des Verständnisses von Bildung als auch im Bezug auf die Kategorie der Pflicht diametral entgegen stehen. Wagschal vergleicht das Studium a limine mit einer Berufsausbildung<sup>7</sup> und setzt es dadurch dem rein praktischen Erwerb berufsspezifischer Kompetenzen gleich. Sein Bildungsverständnis entspricht einer Auffassung, in der der Prozess der theoretischen Auseinandersetzung mit Wissen und Gegenständen wesentlich mit der Entwicklung nützlicher Fähigkeiten und Fertigkeiten zusammenfällt. Von deren subjektiven Trägern nimmt er an, sie würden prinzipiell frei zu gestaltende Zeit nicht mit Lesen und Lernen verbringen und bei Wegfall der Anwesenheitspflicht noch weniger Zeit in das wissenschaftliche Arbeiten verwenden, als sie es ohnehin schon tun würden.<sup>8</sup> Da Wagschals Überlegungen vom Bild eines prinzipiell desinteressierten Studierenden geprägt sind, nimmt der Begriff der Pflicht bei ihm heteronome Gestalt an: Die studentischen Bildungsprozesse müssten von außen bestimmt



und reglementiert werden, da sie ohne eine oktroyierte Pflicht überhaupt nicht stattfinden. Pfähler bemüht nun im Gegensatz zu Wagschal keine Vergleiche mit dem Feld des Ausbildungsbetriebs, sondern rekurriert auf „den akademischen Geist von Hochschulen“<sup>9</sup>. Obgleich er nicht ausführt, wodurch dieser sich auszeichnet, kann Pfählers Bildungsbegriff vor dem Hintergrund seiner Argumentation wohl am ehesten als klassisch bezeichnet werden. Sein Rekurs auf das Konzept der Autonomie sowie auf geistige Neugier und Begeisterung legen diesen Schluss ebenso nahe wie ein gewisses „humanistisches Pathos“ seiner Rede. Im Allgemeinen ließe sich der Begriff der Bildung bei Pfähler wohl am ehesten durch die etymologische Bedeutung des Wortes Studieren (von lat. *studere* „[nach etwas] streben, sich [um etwas] bemühen“) bestimmen: Bildung bedeutet für ihn weniger eine durch ihren instrumentellen Charakter geprägte Aneignung von Wissen, sondern einen stark subjektiv konnotierten Prozess lebendiger Auseinandersetzung, deren Dreh- und Angelpunkt das voluntaristische Individuum darstellt. Der Begriff der Pflicht findet in seiner Konzeption denn auch nur in einer ganz bestimmten Form Niederschlag, nämlich als eine, die sich das Individuum bzw. die/der Studierende qua Autonomie (von altgr. *autonomia*, „Eigengesetzlichkeit, Selbstständigkeit“, aus *autós*, „selbst“ und *nómos*, „Gesetz“) selbst auferlegt. Pfähler vermeidet es allerdings explizit von Pflicht zu sprechen, sondern umschreibt Optionen des Erreichens gesetzter Bildungsziele stärker durch eine Art eigengesetzlicher Motivation, die aus der adäquaten Einführung in „das Abenteuer Forschung“<sup>10</sup> quasi automatisch hervorgehen soll.

Beide Diskutanten scheinen mir in der Diskussion um den Sinn und Zweck der Anwesenheitspflicht relevante Gesichtspunkte für den übergeordneten Gesamtkomplex Bildung zu erörtern. Durch ihren auffälligen Mangel an kritischer Durchdringung von Begriffen und gegenwärtigen Entwicklungen im Feld der (akademischen) Bildung erfahren allerdings viele der vorgebrachten Aspekte eine starke Vereinseitigung. Es ist als stellten die Positionen von Wagschal und Pfähler die schlechte Alternative zwischen einer realpolitisch orientierten Vereidigung bestehender neoliberaler Bildungsverhältnisse und einer rein voluntaristischen und abstrakten Anrufung klassisch individualistischer Bildungsideale dar. Das lässt sich am Beispiel der Mündigkeit – ein für sich demokratisch verstehende Gesellschaften unverzichtbares Konstitutionselement und der Fähigkeit zur Autonomie eng verwandt<sup>11</sup> – gut veranschaulichen. Sie wird von Wagschal zwar als anachronistisches Überbleibsel bürgerlicher Aufklärungsphantasien nicht affirmativ bemüht, erscheint jedoch negativ, nämlich als mangelndes Vermögen zu selbständiger wissenschaftlicher Arbeit und Auseinandersetzung. Pfähler hingegen weiß sich zwischen deren schlichter Positivität und ihrer noch ausstehenden arbeitsteiligen Realisierung nicht ganz zu entscheiden: Einerseits fordert er eine Berücksichtigung der studentischen Autonomie, die durch die Hochschulreife gegeben sei, verweist aber im nächsten Absatz darauf, dass die wenigsten Bundesländer heute noch zu einer Hochschulreife in diesem Sinne führen würden.<sup>12</sup> Dadurch, dass er dem offensichtlichen Widerspruch zwischen Idee bzw. Anspruch und konkreter Realisierung nicht nachspürt, umgeht Pfähler die Möglichkeit einer produktiven Konfrontation. Die Diagnostik beider Autoren bleibt aber auch insofern abstrakt, als sie gegenwärtigen institutionellen Entwicklungen und Umwälzungen, die den akademischen Bereich tangieren, kaum Rechnung tragen. In ihren Überlegungen

finden weder die strukturelle Veränderung der Universitäten im Zuge der Bologna-Reform Erwähnung, noch die damit einhergehenden neuen Formen von Subjektivierung und studentischem Habitus.

Betrachten wir in diesem Zusammenhang beispielsweise die Forderung nach Autonomie: Wagschal und Pfähler scheinen sich summa summarum zumindest darin einig, dass studentische Autonomie – bei ersterem im Sinne der Fähigkeit zur selbständigen Auseinandersetzung mit Wissensstoff, bei letzterem als Urteils- und Entscheidungsvermögen – eigentlich kaum mehr unterstellt werden kann. Bereits 1969 konstatierte auch Theodor W. Adorno im Gespräch mit dem Bildungsforscher und -politiker Hellmut Becker, dass Mündigkeit „ja gar nicht ohne weiteres vorausgesetzt werden kann, weil sie an allen, aber wirklich an allen Stellen unseres Lebens überhaupt erst herzustellen wäre.“<sup>13</sup> Es besteht nun eine signifikante Differenz zwischen dem Umgang der drei Autoren mit dem Problem mangelnder Autonomie: Wagschal verwirft das Konzept der Autonomie im eigentlichen Sinne und optiert stattdessen für die Anwesenheitspflicht als heteronomer Statthalterin zum Zweck funktionierender Bildungsprozesse, die bei ihm schlussendlich nur noch als Prozesse der Kompetenzaneignung auftauchen. Im Gegensatz dazu argumentiert Pfähler in Anbetracht der Forderung nach studentischer Selbstständigkeit gegen die Anwesenheitspflicht, obgleich ihm der reale Mangel an Autonomie bewusst zu sein scheint. Das führt zu einer Konstellation, in der ideelle Forderungen (nach Selbstständigkeit, „akademischem Geist“ sowie wissenschaftlicher Neugier und Begeisterung) realer Faktizität (der mangelhaften Realisierung dieser Forderungen) relativ unvermittelt gegenüber stehen. Adorno unterscheidet sich von beiden Autoren insofern, als er weder die offensichtliche Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit zugunsten der letzteren auflöst, noch bei deren abstrakter Dichotomie sich beschneidet. Außerdem kontextualisiert er das Problem der Autonomie radikal und generalisiert es so zu einem gesamtgesellschaftlichen, das als alleiniges Anliegen allgemeiner Bildungsinstitutionen sich ebenso wenig lösen lässt wie als gesonderte Aufgabe derjenigen Einrichtungen, die im edukativen Gesamtbetrieb für die Verleihung der Hochschulreife zuständig sind. Übertragen wir diese Überlegungen auf das hier besprochene Thema, ließe sich folgern, dass es einerseits keine einfachen Patentrezepte zur Lösung der Frage um studentisches Interesse, Autonomie und Anwesenheit geben kann – zumindest keine, die -wie ich zu zeigen versucht habe- hinreichend sind – und andererseits, dass zur adäquaten Erfassung der inneren Struktur dieses Themas die Reflexion der begrifflich-kategorialen sowie der bildungs- und gesellschaftstheoretischen Prämissen und Implikationen unabdingbar ist. Ich werde darauf im letzten Absatz noch einmal zu sprechen kommen.

Kommen wir zuvor jedoch einmal mehr auf das Verhältnis von Mitteln und Zwecken zu sprechen. Welche Zwecke als Zwecke gesetzt werden, hängt, wie oben dargestellt, grundlegend mit der jeweiligen Auffassung von Bildung zusammen. Die Bestimmung spezifischer Mittel wiederum resultiert aus der jeweiligen Zwecksetzung. Betrachten wir hierzu die angeführten Positionen. Einem Bildungsverständnis wie demjenigen Wagschals, das Bildung im Wesentlichen als das formale Absolvieren des Studiums als Ausbildung bestimmt und insofern weniger auf Autonomie, denn auf Systemfunktionalität des Betriebs setzt, entsprechen Mittel wie dasjenige der Anwesenheitspflicht. Da geistige Anwesenheit jedoch qua

Anwesenheitspflicht nicht garantiert werden kann (und das einmalige Referieren eines Textes vermutlich kaum die Realisierung kontinuierlicher wissenschaftlicher Auseinandersetzung darstellt), müssen hier radikal neue Mittel entwickelt werden, wie z.B. dasjenige einer „Mitarbeitspflicht“. Dabei würde eine Dokumentation sowohl der Quantität als auch der Qualität von Diskussionsbeiträgen erfolgen, die dann, nach Festlegung gewisser Standards, für die Ausstellung von Teilnahmenachweisen mitbestimmend wäre. So könnten die geforderten Richtlinien eines kompetenzorientierten Bildungsbetriebs möglicherweise realisiert werden. Pfählers klassisch-individualistische Auffassung von Bildung zielt hingegen eher auf Eigeninteresse, intrinsische Motivation und Autonomie, insofern kommen heteronome Mittel wie dasjenige der Anwesenheitspflicht für ihn nicht in Frage. Bei aller Betonung studentischer Autonomie umgeht Pfähler jedoch das eigentliche Problem von Mitteln und Zwecken: Es erscheint ihm zwar unbotmäßig, Studierenden die Möglichkeit der freien Wahl zu entziehen, außerhalb des süffisanten Verweises auf die Fehler von Gymnasien bei der Bildung zur Hochschulreife zeigt er aber keinerlei Mittel zur Bewältigung des Problems mangelnder Autonomie und Partizipationsbereitschaft auf.

Ein alternativer Bildungsbegriff findet sich m.E. in den Überlegungen von Max Horkheimer und Theodor W. Adorno. In doppelter Frontstellung – nämlich gegen ein an Ausbildung und Schule orientiertes funktionales, sowie gegen ein rein individualistisch-voluntaristisches Verständnis von Bildung – entwickelt Horkheimer eine Bildungsidee, in deren Zentrum das Konzept der Erfahrung steht: „Gebildet wird man nicht durch das, was man ‘aus sich selbst macht’, sondern einzig in der Hingabe an die Sache, in der intellektuellen Arbeit sowohl wie in der ihrer selbst bewussten Praxis.“<sup>14</sup> Dabei vermeidet Horkheimer allerdings den Kurzschluss, vom Vorrang des Objekts unmittelbar auf die Preisgabe des Subjekts zu schließen: „Wer nicht aus sich herausgehen, sich an ein Anderes, Objektives ganz und gar verlieren und arbeitend doch darin sich erhalten kann, ist nicht gebildet (...).“<sup>15</sup> Die intellektuelle Auseinandersetzung wird in dieser Konzeption jedoch nicht mit bloßer Technik oder der verwertbaren Aneignung fachlicher Wissensbestände assoziiert, sondern prinzipiell auf „die vernünftige und menschliche Einrichtung, die Verbesserung und Durchbildung des gesellschaftlichen Ganzen“<sup>16</sup> bezogen. Der spannungsvolle Vermittlungsprozess zwischen Individuum und theoretisch-praktischem Gegenstand stellt nicht nur wegen seinem Grundgedanken der Welt- und Geschichtsbezogenheit eine ungemein herausfordernde und produktive Verhältnisbestimmung dar, sondern auch, weil er um eine Adäquanz gegenüber beiden, Subjekt und Objekt, bemüht ist. Diese stehen in keinem äußerlichen Verhältnis, wie z.B. im Sinne eines willen- und interesselosen Subjekts, das eine standardisierte Quantität von Lernstoff aufzunehmen hätte, sondern vielmehr bilden sich Subjekt und Gegenstand aneinander und durcheinander: „Bildung ist so sehr Bildung des äußeren Ganzen, wie gerade damit Bildung seiner selbst.“<sup>17</sup> Für unsere Diskussion wirft dies eine zweifache Fragestellung auf, nämlich nach der Ausrichtung des wissenschaftlichen Betriebs und dem Interesse von Studierenden sowie nach der Kongruenz oder Inkongruenz dieses Verhältnisses. Würden sowohl die Bildungsinteressen der Studierenden als auch die Erkenntnisinteressen der Wissenschaften<sup>18</sup> ernst genommen, miteinander konfrontiert und in produktiven Austausch gebracht, könnten sich dadurch vielleicht

Möglichkeiten von Erfahrungsräumen und „Erfahrungserfahrungen“ innerhalb gegenwärtiger akademischer Strukturen bilden, die im optimalen Fall für beide Seiten eine korrektive Funktion i.S. der gegenseitigen Bildung entwickeln könnten. Hinsichtlich der Frage nach studentischer Partizipationsbereitschaft und Autonomie wäre darüber nachzudenken, ob die Pflicht zur Anwesenheit vielleicht selbst Teil des Problems ist, für dessen Lösung sie gehalten wird. Möglicherweise lässt sich studentische Autonomie, emphatisches Interesse und entschiedene Partizipation am ehesten dadurch entwickeln, dass diese als regulative Ideen gefördert und gefordert werden: „Nur unter dem Vorschuss der fingierten Mündigkeit kann diese selbst wachsen.“<sup>19</sup> Zu vermeiden wäre in Anbetracht der objektiven Macht gesellschaftlicher Verhältnisse und einer Welt, „die von innen und außen die Kräfte der Konzentration einspart und unterhöhlt“<sup>20</sup>, der blinde Glaube an die Wirksamkeit kleinteiliger Veränderungsprozesse (hier:) im akademischen Betrieb. Angemessener wären Versuche der Umgestaltung, deren Missverhältnis gegenüber der Superiorität realer Zwänge ständig mitgedacht wird: „Wer ändern will, kann es wahrscheinlich überhaupt nur, indem er diese Ohnmacht selber und seine eigene Ohnmacht zu einem Moment dessen macht, was er denkt und vielleicht auch was er tut.“<sup>21</sup>

---

## Fußnoten

- 1 Adorno, Theodor W.: Zum Studium der Philosophie, S. 325.
- 2 Rein logisch kann eine Anwesenheitsliste ihre Kontrollfunktion eigentlich nur zuverlässig erfüllen, wenn die Teilnahme an Sitzungen nicht post festum eingetragen werden kann. Wenn diese Möglichkeit besteht, müsste das Dokument als Nachweis über die Teilnahmehäufigkeit der Studierenden seine Belastbarkeit verlieren. Mit anderen Worten: Wenn in einer Anwesenheitsliste nicht nach jeder Sitzung das jeweilige Fehlen vermerkt und so ein späteres Eintragen verhindert wird, kann diese nicht ernsthaft als stichhaltiges Dokument dienen.
- 3 <http://www.duden.de/rechtschreibung/Anwesenheit>.
- 4 V g l . <http://www.zeit.de/campus/2013/03/studium-anwesenheitspflicht-pro-contra/seite-2>. Wagschal geht schlichtweg davon aus, dass sich studentische Anwesenheit nur durch Anwesenheitspflicht realisiert lässt. Dieser unmittelbare Schluss hängt mit seinen Vorannahmen über studentische Partizipationsbereitschaft zusammen. Ich werde später ausführlicher darauf zu sprechen kommen.

- 
- 5** Ebd. Auffallend ist hier, dass Wagschal der gemeinsamen Diskussion primär den Status einer zu erlernenden Kompetenz zuweist, sie also nicht als gemeinschaftlichen Austausch oder als Bildungswert um seiner selbst willen bestimmt. Mit Habermas gesprochen, bestimmt Wagschal Debatte und Diskurs nur innerhalb „instrumenteller Handlungsmodi“ (nämlich als Fertigkeiten, die von isolierten Konkurrenzindividuen gelernt bzw. optimiert werden sollen), nicht hingegen als potentiell „kommunikatives Handeln“ (im Sinne solidarisch-kooperativer Verständigungsprozesse). Vgl. hierzu Habermas, Jürgen: Nachmetaphysisches Denken. Philosophische Aufsätze, S. 63–81.
- 6** Vgl. <http://www.zeit.de/campus/2013/03/studium-anwesenheitspflicht-pro-contra>.
- 7** Vgl. <http://www.zeit.de/campus/2013/03/studium-anwesenheitspflicht-pro-contra/seite-2>.
- 8** Vgl. ebd.
- 9** <http://www.zeit.de/campus/2013/03/studium-anwesenheitspflicht-pro-contra>.
- 10** Ebd.
- 11** Vgl. dazu Adorno, Theodor W.: Erziehung zur Mündigkeit, S. 133: „Demokratie beruht auf der Willensbildung eines jeden Einzelnen, wie sie sich in der Institution der repräsentativen Wahl zusammenfasst. Soll dabei nicht Unvernunft resultieren, so sind die Fähigkeiten und der Mut jedes Einzelnen, sich seines Verstandes zu bedienen, vorausgesetzt.“ Ich werde die Begriffe Mündigkeit und Autonomie im weiteren synonym verwenden, wenngleich unter streng philosophischen Gesichtspunkten möglicherweise gewisse Differenzen zwischen der Intension dieser Begriffe feststellbar wären.
- 12** Vgl. <http://www.zeit.de/campus/2013/03/studium-anwesenheitspflicht-pro-contra>.
- 13** Vgl. Adorno, Theodor W.: Erziehung zur Mündigkeit, S. 145.
- 14** Horkheimer, Max: Begriff der Bildung, S. 415.
- 15** Ebd. (Hervorhebung von mir).
- 16** Ebd., S. 416.
- 17** Ebd.
- 18** Über das „Erkenntnisinteresse der Wissenschaften“ lässt sich an dieser Stelle kaum verbindlich reden. Im Sinne Horkheimers und der kritischen Theorie wäre dieses grundlegend bezogen auf die vernünftige Einrichtung der gesellschaftlichen Praxis.
- 19** Habermas, Jürgen: Vom sozialen Wandel akademischer Bildung, S. 121 f.
- 20** Adorno, Theodor W.: Zum Studium der Philosophie, S. 320.
- 21** Ders.: Erziehung zur Mündigkeit, S. 147.

## **ANSCHRIFT**

### ***Büro Stadtmitte***

Raum S1|03/62  
Hochschulstrasse 1  
64289 Darmstadt

### ***Öffnungszeiten:***

Mo, Mi, Fr: 09:30 – 14 Uhr  
Di, Do: 09:30 – 13 Uhr  
/ 14 – 17 Uhr

### ***Büro Lichtwiese***

Raum L3|01/74  
El-Lissitzky-Str. 1  
64287 Darmstadt

### ***Öffnungszeiten:***

Mo: 9:30 - 13:30 Uhr  
Do: 9:30 - 13 Uhr  
/ 14 - 17 Uhr

### ***AStA-Sitzung (öffentlich)***

jeden Dienstag  
ab 17:00  
im Raum S1|03/65

### ***Kontakt***

Stadtmitte: 06151 - 1628360  
Lichtwiese: 06151 - 1628362

[service@asta.tu-darmstadt.de](mailto:service@asta.tu-darmstadt.de)  
[asta.tu-darmstadt.de](http://asta.tu-darmstadt.de)

## **KONTAKT**

### ***Semesterticket, Call a Bike, Radverkehr, etc.:***

[mobilitaet@asta.tu-darmstadt.de](mailto:mobilitaet@asta.tu-darmstadt.de)

### ***Semesterticket-Rückerstattung:***

[rueckerstattung@asta.tu-darmstadt.de](mailto:rueckerstattung@asta.tu-darmstadt.de)

### ***Soziales, BAföG Sprechstunde:***

[soziales@asta.tu-darmstadt.de](mailto:soziales@asta.tu-darmstadt.de)

### ***Hochschulpolitik:***

[hopo@asta.tu-darmstadt.de](mailto:hopo@asta.tu-darmstadt.de)

### ***Webseite:***

[webmaster@asta.tu-darmstadt.de](mailto:webmaster@asta.tu-darmstadt.de)

### ***Presseanfragen:***

[presse@asta.tu-darmstadt.de](mailto:presse@asta.tu-darmstadt.de)

### ***Ringvorlesungen, Veranstaltungen:***

[polbil@asta.tu-darmstadt.de](mailto:polbil@asta.tu-darmstadt.de)

### ***Queer / Diskriminierung:***

[queer@asta.tu-darmstadt.de](mailto:queer@asta.tu-darmstadt.de)

### ***Studieren mit Handicap:***

[handicap@asta.tu-darmstadt.de](mailto:handicap@asta.tu-darmstadt.de)

### ***Studieren mit Kind:***

[studierenmitkind@asta.tu-darmstadt.de](mailto:studierenmitkind@asta.tu-darmstadt.de)

### ***Internationale Studierende:***

[international@asta.tu-darmstadt.de](mailto:international@asta.tu-darmstadt.de)

### ***Kultur (Kooperationen):***

[kultur@asta.tu-darmstadt.de](mailto:kultur@asta.tu-darmstadt.de)

### ***Autonome Tutorien:***

[tutorium@asta.tu-darmstadt.de](mailto:tutorium@asta.tu-darmstadt.de)

### ***Alles andere:***

[service@asta.tu-darmstadt.de](mailto:service@asta.tu-darmstadt.de)

**Liebe Kommiliton\*innen,**

*Macht mit! Gibt es Kommentare zur Zeitung? Möchtet Ihr ein Feedback geben oder Eure Meinung in einem Leserbrief mitteilen? Habt Ihr eigene Ideen für Artikel und würdet gerne etwas in der nächsten Ausgabe veröffentlichen? Gibt es Bilder oder Zeichnungen, die Ihr gerne mit anderen Studierenden teilen würdet? Möchtet Ihr vielleicht auf eine Veranstaltung hinweisen oder Neuigkeiten teilen? Sendet sie ein!*

Meldet Euch unter: [zeitung@asta.tu-darmstadt.de](mailto:zeitung@asta.tu-darmstadt.de)

*Wir freuen uns über Interesse, Anregungen und Kritik.*

**Eure lesezeichen-Redaktion**



## **IMPRESSUM**

### **LESEZEICHEN**

Zeitung des Allgemeinen Studierenden  
Ausschusses der Technischen Universität Darmstadt

c/o AStA TU Darmstadt  
Hochschulstr. 1  
64289 Darmstadt  
[www.asta.tu-darmstadt.de](http://www.asta.tu-darmstadt.de)

*Ausgabe:* Februar 2017  
*Auflage:* 1500

*Redaktion:* Viet Anh Nguyen Duc, Jürgen Franz,  
Johannes Richter, Yannis Illies, Linus Rupp  
und Josephine Meier.  
[zeitung@asta.tu-darmstadt.de](mailto:zeitung@asta.tu-darmstadt.de)

*Layout:*  
Linus Rupp - [linusrupp@gmail.com](mailto:linusrupp@gmail.com)

*Zeichnungen, Bilder:*  
Sozani Bakhadur Arkadina - [sozani.bakhadur@web.de](mailto:sozani.bakhadur@web.de)  
Andi Reck - [andir25@lycos.com](mailto:andir25@lycos.com)  
Linus Rupp

*Vi.i.S.d.P.:* Viet Anh Nguyen Duc

Der AStA der TU Darmstadt ist ein Organ der Studierendenschaft. Die Studierendenschaft der TU Darmstadt ist eine Körperschaft des öffentlichen Rechts. Kommentare spiegeln nicht notwendigerweise die Meinung des AStAs wieder.

